

v. Tepper-Laski

Rennreiten

Zweite Auflage.



JOHN A. SEAVERNS









Heinrich von Rosenberg.

Rennreiten.

Praktische Winke

für

Rennreiter und Manager

von

K. von Tepper-Laski.

Zweite, verbesserte Auflage.



Mit 28 Tafeln.

BERLIN.
VERLAGSBUCHHANDLUNG PAUL PAREY.
Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.
SW., Hedemannstrasse 10.
1903.



Dem Andenken

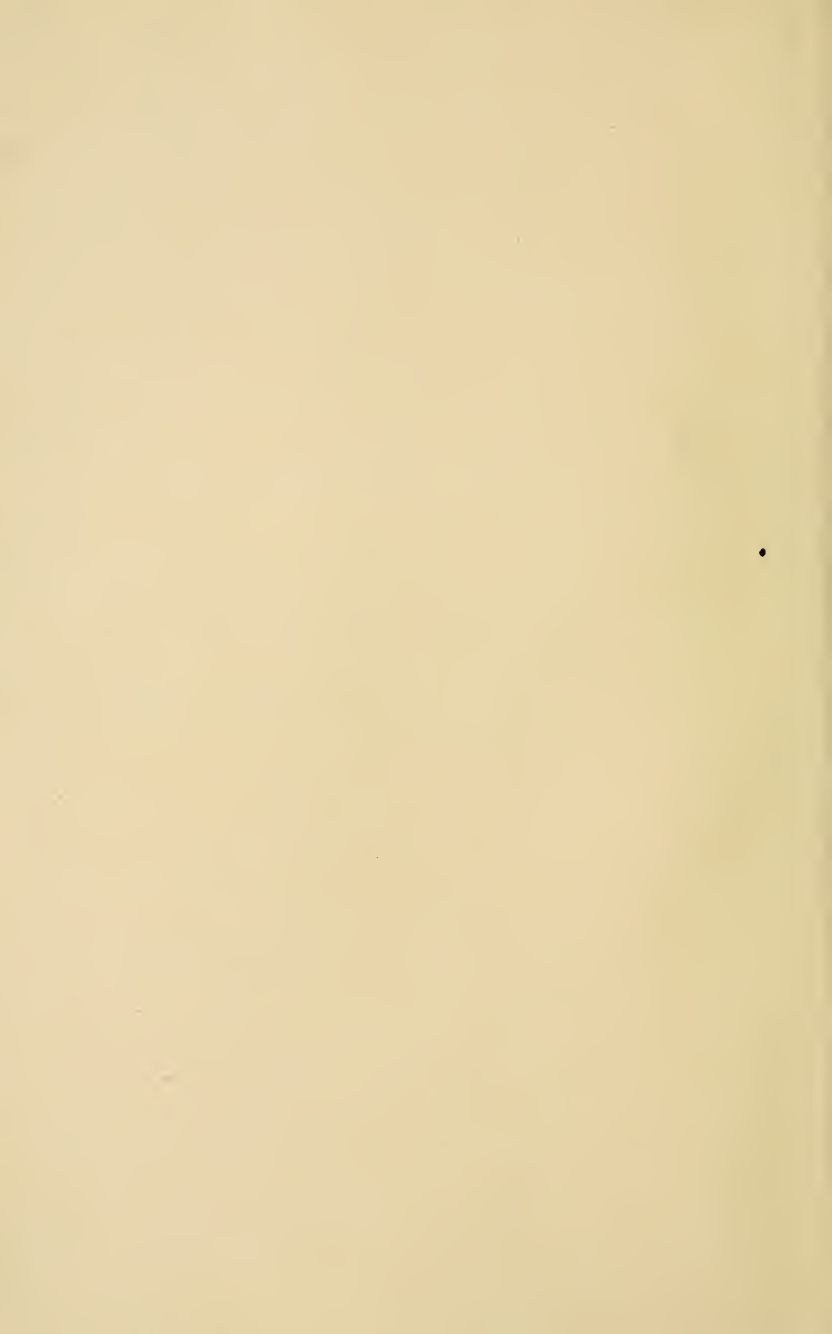
Sr. Exzellenz

des Generals der Kavallerie

Heinrich von Rosenberg

gewidmet

vom Verfasser.



Vorwort zur ersten Auflage.

Wie die Reitkunst im allgemeinen, so läfst sich auch das Rennreiten aus Büchern nicht lernen.

Da ich aber häufig von angehenden Sportmen über verschiedene auf das Rennwesen bezügliche Fragen um Auskunft gebeten wurde, so benutze ich einen freien Wintermonat, um einige meiner auf diesem Gebiete in beinahe 25 Jahren in verschiedenen Ländern gemachten Erfahrungen zu Papier zu bringen.

Für etwaige schriftstellerische Unebenheiten dieser Aufzeichnungen lasse man als Entschuldigung gelten, dafs deren Verfasser sehr viel mehr Zeit im Sattel als am Schreibtische zugebracht hat; wenn aber passionierte junge Reiter durch dieselben etwas orientiert und zu einem Versuch auf der Rennbahn ermutigt, andere als Rennreiter, Besitzer oder Manager von Rennpferden einiges Brauchbare daraus entnehmen würden, so wäre der Zweck derselben vollständig erreicht.

Hoppegarten, Frühling 1897.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Das in Anbetracht des beschränkten Interessentenkreises schnelle Vergriffensein der ersten Auflage, sowie vielfache Anerkennungsbeweise berechtigen mich zu der Annahme, dafs vorliegende Schrift ihren Zweck so ziemlich erfüllt hat.

Durch gründliche Verbesserungen und Erweiterungen — z. B. in Behandlung der amerikanischen Reitweise, die in der ersten Auflage nur gewissermafsen vorgeahnt war — ferner durch Vermehrung der Illustrationen, welche auch manchen jüngeren Herrenreitern ein Denkmal bilden sollen, hoffe ich auch fernerhin das Interesse an vorliegender Arbeit wach erhalten zu sehen.

Berlin, Winter 1902/3.

K. von Tepper-Laski.

Inhalt.

Verzeichnis der Tafeln*).

*) Nach Momentphotographien, welche Herr Franz Kühn, Behrenstrafse 27, gütigst zur Verfügung stellte.

*

Als Einleitung zu meinem Thema habe ich, besonders weil es den militärischen Teil der Leser interessieren dürfte, eine schon im Winter 1874/75 abgefafste, vom damaligen Major von Rosenberg aufgegebene, inspirierte, und eigenhändig hierunter beurteilte Arbeit:

„Über den Einflufs der Rennreiterei auf die Soldatenreiterei“

gewählt, die die Ansichten des bedeutendsten unserer damaligen Rennreiter und Kavallerieführer widerspiegelt und nach denen sich die meinigen gebildet haben.

Bahn- oder Terrainreiten.

Es gehört viel dazu, das ganze weite Gebiet der Reitkunst zu beherrschen und nicht nach einer oder der anderen Richtung hin in Extreme zu verfallen.

Die einen suchen das Wohl nur in der Reitbahn und reiten jahrelang seitengängelnd, abbrechend, versammelnd auf einem Tier herum, kommen sie aber in coupiertes Terrain, so kann weder Reiter noch Pferd auch nur mäfsigen Anforderungen genügen.

Die anderen sind gegen alle Bahnreiterei, kaufen sich einen geschulten Steepler und glauben grofse

Reiter zu sein, wenn sie darauf über ein paar Hindernisse hinwegjagen.

Die Erkenntnis ihres Irrtums kommt erst im Rennen selbst, wenn sie ohne Atem, ohne Besinnung immer wackliger auf dem Pferde werden, endlich das unvermeidliche Accident erleben und froh sind, sich mit heilen Knochen aus dem Sumpfgraben erheben zu können; oder sie wollen einen rohen Gaul zum Steepler machen und gehen sofort, ohne Herr über denselben zu sein, in schwieriges Terrain, reiten sehr schneidig und sind nach einiger Zeit soweit, dafs sie das Tier weder halten noch regieren können und froh sind, dasselbe ohne grofsen Schaden loszuwerden.

Nach der kriegerischen Zeit zu Anfang unseres Jahrhunderts zog man sich vom Felde in die Bahn zurück, gefiel sich in gröfster Gleichmäfsigkeit der Form, Künstlichkeiten und falsch verstandener Feinheit. Man nahm Zusammenstellungen des Pferdes vor, welche den Zwecken der Soldatenreiterei nicht entsprachen, und gefiel sich in abgekürzten Tempos, die dem Lebensprinzip der Kavallerie — der Geschwindigkeit — vollkommen entgegenstanden *).

Da, in den dreifsiger Jahren, kam die Renn- und Jagdreiterei als ein neues Element aus England zu uns herüber und übte einen wohltätigen Einflufs auf unsere Soldatenreiterei aus, die sie aus der dumpfen Bahn wieder aufs freie Feld führte.

Viele aber erklärten nun die alte Bahnreiterei für

*) Fr. v. Krane, Anleitung zur Ausbildung von Kavallerie-Remonten.

abgestanden, warfen sich ausschliefslich der neuen Art Reiterei in die Arme und erreichten dadurch nur Unordnung und struppierte, ungehorsame Pferde.

Der wahre Reiter steht über jeder Zeitströmung und schwärmt weder endlos für die Bahnreiterei noch steht er der anderen unverständig entgegen.

Die Rennreiterei an und für sich zerfällt nun in Rennen auf flacher Bahn und über Hindernisse.

Erstere bedingen einen anderen Sitz der Mittelpositur und erfordern bei weitem nicht den Gehorsam des Pferdes als die letzteren.

Da für Offiziere das Reiten von Jagden und Jagdrennen die Hauptsache ist, so mag hier nur der Einflufs dieser Art der Rennreiterei auf die Soldatenreiterei zur Sprache kommen, ohne dabei der Rennen auf freier Bahn zu vergessen.

Einflufs der Rennreiterei auf die Reitkunst.

Mittelpositur.

Betrachten wir zunächst den Einflufs der Rennreiterei auf die Reitkunst.

Die wichtigste Positur beim Reiten bleibt die Mittelpositur, denn nur derjenige kann gut reiten, der sie allein zum Sitz benutzt. Dazu gehört, dafs das Gesäfs nach vorn geschoben wird und nicht auf dem Sattel herumfliegt und dafs das inwendige Knie (die innere Fläche des Knies) unzertrennlich am Pferde fest anliegt.

Bei keinerlei Reiten wird man mehr veranlafst, richtig mit der Mittelpositur zu sitzen als beim Steeple-

chasereiten, denn hier mufs man das Gesäfs still halten, wenn man nicht sich und das Pferd ermüden und jede Einwirkung verlieren will.

Das inwendige Knie ist der einzige Teil des Körpers, mit dem sich der Reiter festhalten darf; benutzt er dazu die Unterpositur, so verliert er die Möglichkeit, damit auf das Pferd einzuwirken, und stört dasselbe fortwährend.

Der Jokey steht nur deshalb im Bügel und hält mit festanliegenden Knien das Gesäfs über dem Sattel, weil er so das galoppierende Pferd bei dem Auf- und Abwölben des Rückens am wenigsten inkommodiert; kommt es jedoch zum Treiben, so setzt er sich in den Sattel und wirkt nun vereint mit dem Gesäfs und der Unterpositur auf die Hinterhand des Pferdes ein, d. h. er treibt dieselbe an die Zügel heran, um auf diese Weise die höchste Anstrengung des Pferdes, natürlich nur auf kurze Strecken, zu entwickeln.

Da viele Pferde der Peitsche besser gehorchen als dem Sporn, so wird der gute Reiter dann lieber erstere benutzen, um im Verein mit dem Gesäfs die Hinterhand vorzutreiben.

Der Steeplechasereiter kann allerdings, wenn kein Hindernis und kein unebenes Terrain gerade zu überwinden ist, auch in den Bügeln stehen, mufs jedoch verstehen, sich, wenn es notwendig wird, vorsichtig wieder in den Sattel zu setzen, ohne das Pferd dabei zu stören.

Kommt der Reiter an ein Hindernis, so mufs er allein mit der Mittelpositur sitzen, um die Unterpositur zur Disposition zu haben; ist er des Gehorsams seines

Pferdes sicher, so braucht er sie nicht, fühlt er dagegen, dafs es sich weigern will, so mufs er mit beiden Schenkeln resp. Sporen einwirken.

Der schlechte Reiter wird in diesem Augenblick wahrscheinlich an einem Zügel ziehen und die Unterpositur als Gegengewicht benutzen, d. h. mit vorgestreckten Unterschenkeln dagegenstemmen, während der gute Reiter den Gegendruck, den er momentan braucht, nicht in den Bügeln, sondern in dem Gewicht des Körpers, dem Gesäfs und dem inwendigen Knie suchen wird. Das liegt in dem richtigen Gebrauch der Mittelpositur.

Bei unserer Soldatenreiterei wird diese wichtige Positur sehr leicht vernachlässigt, weil sie nicht so ins Auge fallend ist als z. B. die Formen der Oberpositur, weil ferner in kurzen Gangarten der unruhige Sitz nicht so nachteilig wirken kann als in schnellen.

Aufserdem sind die Truppenpferde nicht so feinfühlend wie das edlere Rennpferd, und schliefslich wird beim gewöhnlichen Reiten die durch unruhigen Sitz bewirkte unnötige Vergeudung der Kräfte nicht so deutlich hervortreten als im Rennen.

Der Oberpositur liegt es ob, das Pferd zu führen und das Gewicht richtig zu verteilen, worauf später noch zurückzukommen sein wird.

Führung.

Die gute Führung ist für jeden Reiter aufserordentlich wichtig; an ihr scheitern viele, sowohl in der Bahn als im Terrain und im Rennen.

In der Bahn soll das Pferd daran gewöhnt werden,

die Hauptlast mit der Hinterhand zu tragen, damit sich das Tier länger konserviert und geschickter wird; dazu ist es nötig, dafs durch die Einwirkung der Unterpositur die Hinterhand vorsichtig untergeschoben wird, so dafs sich das Pferd allein trägt und sich nicht auf die Zügel stützt, ohne jedoch hinter denselben zu sein.

Im Rennen kommt es auf augenblickliche Konservierung nicht an, denn der Reiter will gewinnen, mufs also bei gröfster Schnelligkeit möglichst Kräfte sparen; das erreicht er, wenn das Pferd hinten nicht gebogen wird und in den Zügeln den fünften Fufs findet; dazu gehört eine stärkere Anlehnung. Die gute Führung besteht nun darin, dafs das Pferd stets Gefühl im Maul behält und den Hilfen willig folgt; die schlechte zeigt sich dadurch, dafs dasselbe tot im Maul wird, den Hilfen widerstrebt und schliefslich ganz fest wird, weil der schlechte Reiter eben zu fest hält.

Die Anlehnung, die das Soldatenpferd an das Mundstück nehmen mufs, ist eine geringere als die des Rennpferdes, und es gehen in dieser Hinsicht die beiden Reitereien etwas auseinander; sie finden sich aber wieder in dem Gefühl, mit dem ein Pferd geführt werden mufs. Der Soldat, der sein Pferd ohne Gefühl festhält, wird dasselbe bald ruinieren und kann den Ansprüchen der kurzen Paraden und Wendungen nicht genügen; das Soldatenpferd hinter dem Zügel hat keinen Gang und kann im coupierten Terrain gar nicht gehen.

Das Rennpferd, das ohne Gefühl fest gehalten wird, läuft sich zu Anfang müde und hat hernach

keine Kräfte mehr zum Kampf; hinter den Zügeln kann es gar nicht laufen.

Es könnte nun als ein nachteiliger Einflufs der Rennreiterei angesehen werden, wenn man glaubte, jeder Rennreiter verlange, dafs sein Pferd im Dienst ebenso stark an die Zügel gehe als im Rennen.

In der Praxis stellt sich jedoch die Sache anders. Derjenige, der sich darin übt, in scharfen Gangarten mit Gefühl zu führen, wird bald dahin kommen, dafs er sein Pferd durch Zungenschlag oder Schenkel zu stärkerer Anlehnung bewegen mufs, und dies ist das richtige.

Wer aber mit stärkerer Anlehnung gut führt, wird mit geringerer erst recht gut führen; Reiter jedoch, die stets nur Pferde reiten, die wenig Anlehnung beanspruchen, werden im Gebrauch einer stärkeren ohne Übung bleiben und in Verlegenheit geraten, wenn sie auf ein Tier kommen, das eine solche nimmt.

Es ist wohl kaum anzunehmen, dafs ein Offizier von seinen Untergebenen verlangen wird, dafs sie ihre Pferde mit so starker Anlehnung reiten, als er selbst im Rennen geritten ist oder hat reiten sehen; ist er aber so unerfahren, es zu tun, so wird er gerade durch die Rennen, wenn er öfter reitet, zu der Überzeugung kommen, dafs ein Pferd mit zu starker Anlehnung weder hier noch da mit Erfolg zu gebrauchen ist.

Gewichtsverteilung.

Von grofser Wichtigkeit beim Reiten ist die richtige Gewichtsverteilung.

Oberst Krane sagt in seiner „Anleitung zur Aus-

bildung der Kavallerieremonten", nachdem er vorher bedauert hat, dafs die Gewichtshilfen sehr in Mifskredit gekommen wären: „Erst durch die Renn- und Jagdreiterei wurde die Aufmerksamkeit auf deren bedeutende mechanische Wirkung wieder neu belebt."

Über die Gewichtshilfen sind die Ansichten noch heutzutage sehr verschieden, und das liegt zum grofsen Teil darin, dafs diese Hilfen falsch gegeben werden.

Gefühllose Reiter suchen dieselben im Austreten der Bügel oder im Herumwerfen des Oberkörpers. In kurzen Gangarten, besonders in der Bahn, übertönen auch die Schenkel- und Zügelhilfen leicht die Gewichtshilfen und es wird deshalb weniger darauf geachtet.

Dennoch sind dieselben von grofser Wichtigkeit. Richtig angewendet, liegen dieselben nur in dem Gefühl, die Last des Körpers nach Bedürfnis vor- und rückwärts oder auf einen der beiden Gesäfsknochen zu verlegen, ohne dieselben zu verschieben.

Im Rennen spielt die richtige Gewichtsverteilung eine grofse Rolle und ist die alleinige Motivierung der Redensart: A. reitet x Pfund besser als B.

Wer im Rennen mit einem Zügel um eine Ecke zieht, reitet falsch; das Pferd biegt den Hals, schlägt sich leicht mit den Knochen und wendet viel schlechter als das durch Gewichtsverlegung gewendete.

Bei jedem Hindernis, bei jedem Bergauf- und Bergabreiten, bei jedem Straucheln des Pferdes erspart die geschickte Gewichtsverteilung Kräfte, verbraucht dagegen die ungeschickte.

Die meisten Stürze würden durch gewandtes Reiten



Herr von Wilamowitz-Moellendorff auf „Anvil“



vermieden, viele können durch falsche Gewichtsverteilung hervorgerufen werden.

Die richtige Gewichtsverteilung ist also beim Rennreiten von so grofser Wichtigkeit, dafs jeder, der nur den geringsten Anspruch auf ein leidliches macht, sich dieselbe durch Übung zur zweiten Natur gemacht haben mufs.

Sitz, Führung, Einwirkung und Gewichtsverteilung, mit einem Worte die zum guten Reiten überhaupt erforderlichen Eigenschaften, mufs der Rennreiter im höchsten Grade besitzen, sonst ist er eben ein schlechter.

Wer glaubte, das Rennreiten bestehe nur in schneidigem Dahinjagen, der wird sich gewaltig wundern, wenn er in Gesellschaft guter Reiter reitet; er wird vor sich selbst erröten, und es wird sich ihm eine neue Welt in der Reiterei auftun, von der er bis dahin nichts geahnt hat.

Sich nun in diese neue Welt hineinzuarbeiten und das Reiten zu erlernen, davor schrecken die meisten zurück; darum gibt es so wenig gute Rennreiter. Wer es aber versucht, der wird bald ein ganz anderes Verständnis für die Reitkunst erlangen, das auch auf seinen Wirkungskreis in der Soldatenreiterei den segensreichsten Einflufs haben wird.

Ausbildung der Pferde.

Die Ausbildung, die der Trainer seinen jungen Pferden gibt, ist in Hinsicht der zu stellenden Anforderungen allerdings eine andere, als die der Offizier seiner Remonteabteilung angedeihen läfst, und es wäre gewifs ein nachteiliger Einflufs der Rennreiterei,

wenn ein Offizier dadurch zu dem Glauben verleitet würde, man müsse die Remonten ähnlich behandeln wie ein Trainer seine zwei- und dreijährigen Pferde.

Gehorsam des Pferdes.

Letzterer verlangt nur die Ausbildung des Galopps und leidlichen Gehorsam und hat die Vorteile des starken Futters, der leichten Reiter und des guten Materials; ersterer mufs auf unbedingten Gehorsam hinarbeiten, die Pferde in allen Gängen gehörig ausbilden und in die richtige Haltung bringen; dabei erhält das Tier wenig Futter, trägt einen schweren Reiter und ist häufig schlecht gebaut.

Anders schon stellt sich das Verhältnis bezüglich der Ausbildung eines Pferdes zu Jagd- und Steeple-Chase-Zwecken.

In England und Frankreich werden dazu die Pferde probiert und nur diejenigen benutzt, die von Hause aus sehr viel Anlage und unbedingten Gehorsam zeigen. Die Leute sind dort eben reich genug, um sich Mühe und Arbeit zu ersparen, und haben sehr viel gute Pferde. Kauft sich dagegen bei uns ein Offizier ein Rennpferd, so will er auch einen Steepler oder wenigstens ein gutes Jagdpferd daraus machen.

In den meisten Fällen wird er auf Widerstand stofsen und dann, wenn er nur einigermafsen Verständnis hat (und solche Offiziere haben wir jetzt recht viele in der Armee), das Tier in die Bahn nehmen und durch Abbiegen, Schenkelweichen etc. die volle Herrschaft über dasselbe zu gewinnen suchen, um her-

nach in das Terrain zu gehen und das Pferd allmählich an Unebenheiten und Hindernisse zu gewöhnen.

Auf diese Weise aber lernt ein Offizier, auch wenn er nicht so viel Verständnis oder Pflichtgefühl haben sollte, um sich alle einem Instrukteur notwendigen Kenntnisse (anderweitig) anzueignen, jedenfalls das Gefühl, ein Pferd gehorsam zu machen, und das ist für uns Soldaten gewifs die Hauptsache. Nur der Kavallerist hat Zuversicht und Mut zur Attacke und gefährlichen Patrouille, der auf einem gehorsamen Pferde sitzt, denn der Gehorsam und das Vertrauen zu seinem Reiter bringt das Pferd über die Hindernisse hinweg in das Karree der Feinde.

Bei der jetzigen Kriegführung braucht unsere Armee in dieser Hinsicht ausgebildete Offiziere zu Hunderten. Zum Erlangen dieser Ausbildung aber ist der Rennsport ein gewifs nicht zu unterschätzender Hebel.

Sport oder Handel!

Wenn Oberst Krane in seinem vorerwähnten Werke bedauert, dafs in Offizierkreisen der kleine Pferdehandel dem Sport habe weichen müssen, und meint, dafs dadurch der Soldatenreiterei Abbruch geschähe, so läfst sich dagegen doch folgendes anführen:

Der Offizier, der auf dem Handel kauft und reitet, bedenkt alles andere mehr als das, was er von seinem Pferde zur Kampagne braucht. Beim Kauf wird nur auf schöne Figur, auffallende, wenn auch unpraktische Bewegungen, gröfste Frömmigkeit (ohne Leistungen, sonst ist der Einkaufspreis zu hoch) und den gerade zur Zeit modernen Schnitt gesehen.

Bei dem sogenannten Zureiten dieser Pferde wird nur leidliche Kopfstellung und unbedingte Frömmigkeit verlangt, nie unbedingter Gehorsam.

Im Terrain wird das dicke Tier so gut wie nie geritten; es könnte sich ein Haar krümmen, die Haut verletzen oder sonst einen Schönheitsfehler zuziehen.

Es wird der Kosten halber nur mit der Ration gefüttert, dafür aber auch nicht angestrengt. Ob solch ein Pferd, oder ein Steepler resp. ein billiger Jagdgaul, den Anforderungen einer Kampagne besser entspricht, ist wohl leicht zu entscheiden; welcher der beiderseitigen Besitzer entscheide jenes Wort: „Zeige mir deine Pferde, und ich kenne dich als Kavallerist."

Einflufs auf die Ausbildung des Kavallerieoffiziers.

Pferde selbst trainieren ist eine der lehrreichsten Beschäftigungen für den jungen Offizier, denn er lernt Pferdekraft beurteilen und empfindet den Nachteil jeglicher Überanstrengung.

Pferdekenntnis und Training.

Der Verfasser einer neueren Schrift — „Gedanken über die Kavallerie der Neuzeit" — schreibt: „Die Kriege 1866 und 1870 haben uns im Friedensleben überrascht. Die Pferde der meisten Kavallerieregimenter waren auf diesen schnellen Wechsel nicht vorbereitet. Die meisten befanden sich nicht in Kondition, da in manchen Regimentern noch die Unsitte des Dickfütterns bestand. Von gemästeten Pferden können



Graf G. Lehndorff auf „Godolphin".



natürlich keine Leistungen verlangt werden. Unsere Pferde mit dem geringen Futter dick zu machen, kann nur durch Päppeln und Nichtstun auf Kosten der Ausbildung und Kriegstüchtigkeit ermöglicht werden."

Man glaubt gar nicht, was ein Pferd bei rationeller Vorbereitung zu leisten im stande ist. Das Zuviel ist ebenso gefährlich wie das Gegenteil und ist schädlich für das Material. Hierin nun die goldene Mittelstrafse zu halten, wird jedenfalls dem Offizier am besten gelingen, der sich in seiner Jugend geübt hat, Pferde nach ihrem Leistungsvermögen, Temperament, Futterzustand etc., sei es durch Tourenreiten, sei es durch andere Art von Training, anzustrengen, um ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen. In dem ganzen Gebiete der Pferdekenntnis wird er dadurch am ehesten ausgebildet und lernt, wie wichtig die oft vernachlässigten kleinen Aufmerksamkeiten und Kunstgriffe in der Wartung und Pflege des Pferdes, im Winter sowohl als nach besonderen Anstrengungen, für die Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Konservierung derselben sind.

Das Steeplechasereiten der Kavallerieoffiziere ist von grofser Wichtigkeit für die dauernde Brauchbarkeit der Kavallerie zur Kampagne im Fall eines langen Friedens.

Beherrschung der Nerven.

Der Steeplechasereiter lernt im scharfen Galopp und angesichts der Gefahr, welche die Hindernisse bieten, denken; denn er muss seine Nerven beherrschen, und beherrschte Nerven erlauben ein ruhiges Denken.

Er lernt, schnell zu urteilen, schnell zu sehen, er gewöhnt sich daran, nicht planlos einherzujagen, sondern mit kaltem Blute den Zweck seines Reitens im Auge zu behalten. Er lernt, einen gefürchteten Gegner besiegen und sich nicht durch den Nimbus, den dieser vielleicht um sich zu breiten weifs, beeinflussen zu lassen.

Alles dieses sind Eigenschaften, die der Kavallerieführer in der Kampagne braucht.

Kann ein Spiel auch nie annähernd den Ernst erreichen, so steht ihm dieses jedenfalls am nächsten, abgesehen davon, dafs es das ritterlichste und schönste der Jetztzeit ist.

Ein General hat einst geäufsert: „Die gescheitesten Leute machen mitunter die gröfsten Fehler.“ Zu Hause am Schreibtisch hätten sie diese wohl kaum begangen; ihr Geist war eben durch etwas Neues, was sie umgab, nämlich die Gefahr, benommen.

In solchen Lagen aber ist der Steeplechasereiter, der hundertmal einer unvorhergesehenen Gefahr zu begegnen gehabt hat, zu Hause.

In der Geschichte ist es übrigens mehrfach zu verfolgen, dafs Völker, deren Jugend an gefahrvollen Spielen keinen Reiz mehr fand, auch ihre Blütezeit hinter sich hatten.

Der Offizier als Vorbild der Leute.

Es ist durchaus notwendig, dafs der Offizier dem Manne als Vorbild diene und ihm imponiere; die neuesten Veränderungen im Exerzierreglement deuten mit Bestimmtheit darauf hin.

Es wächst in der Wirklichkeit der Mut der Leute im Vertrauen auf die richtige Führung der Vorgesetzten.

Die Bahnreiterei aber macht wenig Eindruck auf den gemeinen Mann; mag der Vorgesetzte auch noch so kunstgerechte Seitengänge und Volten reiten; der Mann versteht deren Feinheit nicht und bildet sich ein, das auch zu können; wenn er aber selbst mit Mühe einen achtfüfsigen Graben überwindet und sieht den Offizier leicht einen doppelt so breiten springen, so imponiert ihm das, denn er weifs, er kann das nicht. Hört der Mann von seinem Offizier, derselbe habe gewettet, in so und so viel Zeit eine gewisse Quantität Champagner auszutrinken, so denkt er, das könnte ich auch, wenn ich nur den Wein dazu hätte; sieht er denselben aber eine Steeplechase gewinnen oder auch nur schneidig mit reiten, so imponiert ihm derselbe, und das Zutrauen wird erweckt.

Zu Zeiten des grofsen Königs war das Steeplechasereiten bei uns noch nicht eingeführt; dafür ritten die Offiziere weite Touren und machten gefahrvolle Kunststücke. Man denke nur an Seydlitz, der zwischen den Flügeln einer gehenden Windmühle hindurchritt und beim Hetzen über Bauernwagen hinwegsprang, was im Grunde genommen dasselbe bewirkte als das jetzige Steeplechasereiten, nämlich die Verachtung von Strapazen und Gefahren.

Steht aber der Offizier mit dem Manne, was den Schneid anbetrifft, auf gleicher Höhe, so ist kein Vorbild und keine Anregung mehr da und das Ganze sinkt bei einem längeren Frieden, trotz Bahnreiterei, immer tiefer in den Leistungen für die Kampagne.

Reitergeist.

Ganz besonders nutzbringend erscheint endlich der Einfluſs der Rennreiterei auf die Soldatenreiterei durch den Reitergeist, der durch den Sport in die Offizierkorps gebracht wird. Reitergeist! Was ist Reitergeist? Reitergeist liegt nicht in der Bahn, nicht auf dem ebenen Exerzierplatz, er liegt in dem fröhlichen Galopp im Terrain. Geht ein Schwadronschef mit der Eskadron über schwieriges Terrain und auf den Gesichtern der Leute ist zu lesen: das war wohl unnötig, dabei brechen wir uns Hals und Beine — da herrscht kein Reitergeist; sondern da, wo, wenn auch einige fallen, doch Mut und Fröhlichkeit aus den Mienen spricht.

Die Disziplin tut viel, aber der wahre Reitergeist kommt nur durch das Beispiel der Offiziere.

Einer Kavallerie, in deren Offizierkorps ein solcher Geist weht, kann man getrost das weittragende Schieſsgewehr in die Hand geben; sie wird die Ansicht, daſs dadurch der zu unseren Erfolgen mehr denn je nötige ungestüme Schneid verloren gehen werde, schlagend widerlegen.

Die heutige Bewaffnung des Feindes hat auf die Verwendung der Kavallerie im Felde einen groſsen Einfluſs ausgeübt.

Gegen schlechte Schieſswaffen oder auf Kavallerie zu attackieren, war nicht gar so schwierig, und leicht konnte ein schneidiger General eine Truppe begeistern. Jetzt soll eine Armee von einer halben Million Soldaten durch die Kavallerie verschleiert werden. Das kann

Herr von Kramsta auf „Tourist“.



nicht ein schneidiger General, dazu gehören Hunderte von schneidigen Offizieren, die selbständig auftreten.

Der dazu erforderliche Schneid, die Umsicht und Geistesgegenwart wird nicht durch Instruktion und Tradition erhalten, sondern nur durch das fortwährende Üben des Verhaltens in Gefahren, wie sie auch der Hindernissport bietet; nur dadurch wird das Überwinden derselben zur Gewohnheit und geht in das Blut über, und nur mit dahin ausgebildeten Offizieren kann man den Ansprüchen der modernen Kriegführung genügen.

Um dies zu beweisen, wollen wir die Gedanken vergleichen, die sich bei einer schwierigen Rekognoszierung dem Schulreiter und dem Rennreiter unvermerkt aufdrängen werden. Wie komme ich wieder zurück? wird ersterer überlegen, wenn die Chaussee abgeschnitten wird, wie mag das Terrain seitwärts beschaffen sein? Werde ich auch nicht von schnellerer und stärkerer feindlicher Kavallerie angegriffen werden? Das schnelle Laufen ist nicht Sache meines Braunen. Für heute habe ich wohl genug gesehen, vielleicht sieht ein anderer morgen mehr; auch fangen die Pferde wohl schon an müde zu werden etc.

Der Steeplechasereiter kennt solche Gedanken nicht, oder er ist keiner. Dessen Charakter ist dahin ausgebildet und geübt, die Pointe zu erfassen und die Schwierigkeiten der Nebenumstände zu überwinden: er denkt: Im coupierten Terrain hat sich der Feind nicht so gut sichern können, da kann ich besser rekognoszieren als auf der Chaussee. Ich mufs noch weiter vordringen, denn ich will etwas sehen; im schlimmsten

Fall verliere ich ein paar Leute — ich komme schon durch, denn ich bin besser beritten als der Feind — entweder mit Nachrichten zurück oder gar nicht!

Das sind aber die wahren Gedanken für einen rekognoszierenden Offizier; in denen liegt der Sieg und nicht in jenen.

So geben wir uns denn der Hoffnung hin, dafs in unseren Offizierkorps die Jagd- und Rennreiterei — als Gegengewicht für die unumgängliche Schulreiterei — immer mehr Verbreitung finden möge, und sie wird es, denn das Wagliche und Kühne derselben und die öffentlichen Triumphe haben für frische und mutige Herzen ihren besonderen Reiz. Das Klare in dem, was sie will, und die einfache und praktische Art, in der sie sich die Erfolge sichert, steht dem Unklaren, Unbestimmten, Verschwommenen, vielfach phrasenhaft Traditionellen, der schnörkelhaften und mattherzigen Art der Schulreiterei glänzend gegenüber.

Weshalb Offiziere Rennen reiten.

Das Bedenken, dafs Offiziere den Sport dazu benutzen könnten, um Geld zu verdienen, ist gänzlich hinfällig, denn es ist wohl nirgends schwieriger zu profitieren, als gerade im Sport, und jeder Offizier, der Rennen reitet, würde unzweifelhaft mit Freuden auf den Vorschlag eingehen, auf pekuniäre Vorteile zu verzichten, wenn er dafür gegen die Nachteile gesichert würde.

Die ritterliche Passion des Kampfes Mann gegen Mann, die Konzentrierung aller Kräfte, die unbedingte Hingebung in die Gefahr mit der Absicht, darin nicht

nur nicht umzukommen, sondern zu siegen, die Anspannung des Geistes, den Gegner durch List und Geschick, sei es durch richtige Pace oder gewandte Überwindung der Hindernisse oder schlaue Benutzung des Terrains, zu übervorteilen, vor allem aber der Ruhm, aus allerhöchster Hand den Ehrenpreis zu empfangen — das sind die Gründe, weshalb Offiziere Rennen reiten.

Die in diesem Kampfe hervortretenden Charakterzüge spiegeln sich im Kriege genau wider, nur dafs dort der Preis, um den man kämpft, nur der der Ehre ist und nicht das leidige Geld eine Rolle spielt; aber unsere, d. h. der Kavalleristen Pflicht ist es, uns im Frieden zu solchen Charakteren auszubilden, und deshalb lafst uns die Jagd- und Rennreiterei nach Kräften üben und fördern.

Hannover, den 16. Februar 1875.

von Tepper-Laski,
Sekondeleutnant im 1. hannöverschen Ulanenregiment No. 13.

Vorstehende Arbeit wurde von dem jetzigen General der Kavallerie, Exzellenz Herrn von Rosenberg, seiner Zeit wie folgt beurteilt:

Der Verfasser zeigt, dafs er in der kurzen Zeit seiner kavalleristischen Laufbahn die aufserdienstlichen Gespräche sowie die dienstlichen Instruktionen seiner älteren Kameraden mit grofsem Interesse und Verständnis aufgefafst hat. Sein sehr gutes, persönliches, über alles Lob erhabene schneidige Reiten zeigt, dafs die hier gesagten Worte von ihm richtig gefühlt und verstanden werden und der wahre Reitergeist, der zu einem jungen Offizier notwendigerweise gehört, in ihm weht. Wenn Leutnant von Tepper mit dem Eifer, Verständnis und Geschick wie bisher sich bemüht, die Reiterei zu erlernen, so ist die Annahme berechtigt, dafs er einstens etwas Grofses darin leisten wird. Obgleich die Beantwortung der Aufgabe noch lange nicht erschöpft ist und die Gedanken nicht immer ganz logisch geordnet sind, so kann sie doch nur als sehr gut bezeichnet werden.

Hannover, 1. März 1875.

von Rosenberg,
Major.

Herr von Heyden-Linden auf „Buschiri“.

Herr von Kayser auf „Welle II“.



Wer eignet sich zum Rennreiter?

Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, dafs eine ganz besonders technische Beanlagung dazu gehört, um mit Aussicht auf Erfolg Rennen reiten zu lernen.

Freilich wird die höchste Stufe dieser Kunst nur denen erreichbar sein, die neben ausreichender Übung auch ein angeborenes Talent für jede Art von Reiten und gewisse andere körperliche und geistige Eigenschaften besitzen, aber den Durchschnitt zu erreichen und Rennen zu gewinnen, sollte fast jeder befähigt sein. der auf die Bezeichnung „Reiter“ Anspruch macht, selbstverständlich also jeder Kavallerieoffizier,

An Passion dafür fehlt es gewifs wenigen; wo also nicht Gewicht oder Geldbeutel ein Veto einlegen, kann es nur Mangel an Selbstvertrauen und eine übertriebene Vorstellung von den Schwierigkeiten oder Fährlichkeiten des Rennreitens sein, die den jungen Reiter abhalten, sich den höchsten auf diesem Gebiete denkbaren Genufs zu verschaffen.

Wer einmal das wundervolle Gefühl kennen gelernt hat, auf einem guten Pferde über eine faire Bahn geflogen oder gar als erster in einem Rennen eingekommen zu sein, der wird so bald nicht davon lassen können und gern die körperlichen Anstrengungen und Ent-

behrungen in den Kauf nehmen, ohne die nun einmal Aufsergewöhnliches nicht zu erreichen ist.

Wie viele junge Reiter mag es geben, die Hervorragendes im Rennsattel leisten würden, wenn sie ihre Fähigkeiten nur einmal auf die Probe stellen wollten!

Oft ist es nur der Zufall, der ein verborgenes Rennreittalent ans Licht bringt — wie das in anderen Fächern ja auch häufig vorkommt —, und dann herrscht allgemeine Überraschung, und man hört wohl sagen: „Wer hätte das gedacht; in der Bahn ritt er gar nicht besonders!“ Letzterer Fall gerade kommt häufig genug vor.

Also nur Mut, und den Versuch gewagt.

Man wird einwenden: Wer setzt denn einen Anfänger auf ein Pferd?

Darauf kann ich nur erwidern, dafs allerdings zu einem Debüt meist ein eigenes Pferd gehört, dafs aber wohl auch der erste Versuch in einem für Anfänger ausgeschriebenen oder kleinen Reitervereinsrennen gemacht werden oder ein solcher durch irgend welche Umstände, wie Mangel an Reitern, leichtes Gewicht etc. gelegentlich sich herbeiführen lassen kann; wenn der Wunsch nur recht dringend ist, findet sich auch die Gelegenheit.

Schliefslich ist es ja aber nichts Unmögliches, sich ein für den Zweck geeignetes Pferd — oft sogar ganz wohlfeil — anzuschaffen, besonders für Offiziere, die ja doch meist zwei eigene Pferde halten und sehr wohl eins davon à deux mains gebrauchen können.

Vielleicht interessiert es einige Leser, wenn ich hier kurz erzähle, wie ich selbst zum Rennreiten gekommen bin.

Anfang der siebziger Jahre vom II. Garderegiment nach Hannover versetzt, hatte ich — ich glaube — als einziges Pferd einen für ein Spottgeld im Tausch erworbenen alten Wallach „Blücher“, der schon ohne jeden Erfolg früher in einigen Offizierrennen gelaufen war.

Ein halbes Jahr nach meinem Eintritt ins Regiment fanden Reitervereins-Frühjahrsjagdrennen statt, und der damalige Hauptmann v. P.*), dem an einer zahlreichen Beteiligung lag, redete mir solange zu, mitzureiten, bis ich mich endlich dazu entschlofs, obschon „Blücher“ in keineswegs sachgemäfser Vorbereitung war. Der Zufall wollte, dafs ich gewann, und damit war denn Selbstvertrauen und Passion erweckt und bald so stark geworden, dafs all mein Dichten und Trachten darauf ging, in gröfserem Mafsstabe Rennen zu reiten, die Verwirklichung meiner Träume mich Tag und Nacht beschäftigte und ich alles an dieses Ziel zu setzen beschlofs.

Ich habe diesen Entschlufs nie bereut.

Lebensweise und Training des Rennreiters.

Wie für alle körperlichen Übungen, so sind Kraft, Gesundheit und gute Nerven Hauptelfordernisse zur Erreichung aufsergewöhnlicher Resultate im Rennreiten. Eine naturgemäfse, gesunde Lebensweise ist daher für den, der sich dieser Beschäftigung auf längere Zeit hingeben will, unerläfslich.

Wer von einer sogenannten unsoliden Lebensweise, wie z. B. Trinken, Spielen, geschlechtlichen Aus-

---

*) Jetzt Minister der Landwirtschaft.

schweifungen und dergleichen nervenschwächenden Angewohnheiten nicht lassen kann, der soll sich auf Rennreiten lieber nicht einlassen, denn die Anstrengungen und Aufregungen, die dasselbe mit sich bringt, erfordern ein ungeschwächtes Nervensystem und einen gestählten Körper, wenn die Erfolge mehr als gewöhnlich und die Gefahren verhältnismäfsig gering in Aussicht gestellt werden sollen.

Einfache, kräftige Kost, viel Bewegung im Freien, zeitig Aufstehen und früh Schlafengehen, das wird stets die beste Vorbereitung für körperliche Anstrengungen sein und für manche, die ihr Beruf oder Neigung oft und lange zu Pferde hält, schon genügen, um in die zum Rennreiten erforderliche Kondition zu gelangen.

Anderen wird das freilich mehr Mühe machen und ohne viel Gehen, Turnen, Jagd- oder Arbeits-Galoppsreiten nicht ganz gelingen.

Von dem übertriebenen persönlichen Sichtrainieren, besonders zum Zwecke der Gewichtsreduktion, rate ich aber im allgemeinen entschieden ab. Besser ist es, mit einigen Pfunden Übergewicht zu reiten als durch eine die Gesundheit angreifende Reduzierung des Körpergewichtes ermattet für ein vielleicht anstrengendes Rennen in den Sattel zu steigen.

Ist es durchaus notwendig, ausnahmsweise leicht zu reiten, so fange man mit der Vorbereitung dazu mindestens acht Tage vorher an.

Die Art und Weise des Trainings hierfür wird allerdings nicht für alle Naturen die gleiche sein dürfen.

Im allgemeinen empfiehlt es sich, neben einer geeigneten Diät (wenig Essen und Trinken, eventuell



Herr von Sydow auf „Wellgunde“.



letzteres erst anderthalb Stunden nach dem Essen. Vermeiden von Brot, Kartoffeln, Hülsenfrüchten, Süfsigkeiten etc.) das Hauptgewicht auf eine reichliche Schweifsabsonderung zu legen,

Dieselbe sollte aber durch körperliche Anstrengung — Schwitzgehen —, nicht durch römische Bäder bewirkt werden; letztere können allenfalls zum Nachschwitzen nach ersterem benutzt werden.

Zum Schwitzgehen wählt man am besten natürlich einen warmen, windstillen Tag, doch wird man gewöhnlich nicht in der Lage sein, auf einen solchen zu warten. Man sucht dann tunlichst vom Winde geschützte Wege auf, bekleide sich mit warmen wollenen Unterkleidern und je nach der Temperatur mit mehr oder weniger warmen Oberkleidern; wer schwer in Schweifs gerät, mufs sich natürlich um so wärmer anziehen und um so länger gehen.

Länger als zwei Stunden sollte kein Schwitzgehen dauern; anderthalb Stunden werden meistens genügen.

Wichtig ist es, dafs von Anfang an in einem guten Tempo gegangen wird, weshalb es sich empfiehlt, einen guten Marschierer als Begleiter mitzunehmen.

Es wird sich zwei- bis dreimal während des Gehens ein Gefühl der Müdigkeit einstellen, welches überwunden werden mufs, ohne im Tempo nachzulassen.

Gerade die Forcierung des letzteren, gegen Ende des Schwitzgehens, wenn die Ermattung zum Nachlassen verleitet, ist es, welche die Hauptwirkung hervorbringt.

Einigermafsen wohlgenährte Personen können durch

den ersten Schwitzgang ziemlich 3—4 Kilo verlieren, bei dem nachfolgenden 2—3 Kilo, beim dritten 1—2 Kilo.

Mehr als drei Schwitzgänge in der Woche ist es nicht ratsam zu unternehmen; die angegebene Gewichtsreduktion ist auch schon sehr beträchtlich und ohne Gefahr kaum zu erhöhen.

Ein römisches Bad mit darauffolgender Massage und kühlen (nicht kalten) Duschen ist nach dem Schwitzgehen ebenso angenehm als nützlich; nur hüte man sich, dem naturgemäfs danach stark auftretenden Durstgefühle nachzugeben, weil dadurch die Hauptwirkung des Schwitzens, die Flüssigkeitsabsonderung, wieder aufgehoben wird.

Ein Glas Tee oder Wasser, langsam getrunken, genügt, um den Durst, der sich nachher von selbst verliert, zu stillen.

Durch geeignete Purgiermittel kann tags vor dem Rennen noch nachgeholfen werden.

Das ist aber schon alles ein Training, der nur ausnahmsweise angewendet werden darf, wenn nicht die Gesundheit gefährdet werden soll.

Personen, die kein überflüssiges Fleisch resp. Fett — sozusagen nichts zuzusetzen — haben, ist von jedem derartigen Versuche zur Reduktion des Körpergewichts entschieden abzuraten.

Am Renntage selbst sollte man es einzurichten suchen, die letzte Mahlzeit mindestens zwei Stunden vor dem Rennen, und auch diese nicht zu reichlich, zu sich zu nehmen. Der Genufs von Spirituosen vor dem Rennen ist zum mindesten unnötig und, wenn er zur Angewohnheit wird, nachteilig.

Anzug und Benehmen des Rennreiters.

Wenn Kleider Leute machen, so kann man dies von den Manieren wohl mit demselben Recht behaupten, weshalb beides füglich in ein Kapitel zusammengefafst werden kann.

Was den Anzug anbetrifft, so braucht derjenige kaum einen Rat, der in der Lage ist, sich bei den besten englischen Firmen zu equipieren.

Man kann sich aber anständig und zweckentsprechend auch für die Hälfte oder noch weniger dessen kleiden, was man für das Renommee dieser Lieferanten zu zahlen hat.

Wenn man nicht zufällig einen Schneider und Schuhmacher kennt, der gut nach englischem Muster zu arbeiten versteht, so verschaffe man sich gutgearbeitete Sachen, die man von gewandten Handwerkern nachmachen lassen kann. Natürlich ist es notwendig, dafs dieselben zur Kopierung des Schnittes auseinandergetrennt werden.

Bei einiger Übung und sorgfältiger Beschaffung des Materials werden die gelieferten Sachen sich von den englischen nur wenig unterscheiden und jedenfalls dem Zwecke völlig entsprechen.

Das Hauptaugenmerk richte man auf die Beinkleider, damit keinerlei Spannung empfunden und das leidige Durchreiten möglichst vermieden werde. Dazu gehört, dafs dieselben von oben bis unter das Knie eine mehr als genügende — man mufs auf etwas Einlaufen durch Waschen rechnen — Länge und Weite besitzen, unter dem Knie dagegen so fest anliegen, dafs die Knöpfe, die vorn am äufseren Schienbeinknochen

liegen müssen, ohne Zuhilfenahme eines Knöpfers schwer zugeknöpft werden können. Hat man sich trotzdem unterm Knie durchgeritten, was nicht immer zu vermeiden sein wird, so legt man auf die betreffende Stelle ein handgrofses Stück Verbandwatte, die man durch einen Gummikniestrumpf befestigt.

Die Stiefel müssen bequem sein und vom besten Leder angefertigt.

Die Bluse, die von Seide oder Atlas, im Winter auch von gestrickter Wolle, gefertigt wird, sollte, wenn man deren nicht mehr als zwei, die man selbst gebraucht, anschaffen will, von mehr als genügender Länge und Weite sein, damit sie zur Not auch einem gröfseren Reiter dienen kann, ohne aus den Beinkleidern heraufzurutschen.

Dieselbe kann man sich auch übrigens nach einem Muster zu Hause oder von einer Schneiderin anfertigen lassen, wodurch man, ohne schlechter angezogen zu sein, sehr viel Geld sparen kann.

Die Kappe mufs über die Ohrenspitzen gezogen und so fest zugebunden sein, dafs sie nicht verloren werden kann, was stets einen schlechten, dilettantenhaften Eindruck macht.

Man mufs mindestens zwei vollständige Rennanzüge besitzen, von denen der eine, wenigstens was Beinkleider und Stiefel anbetrifft, von stärkerem, der andere von möglichst leichtem Material angefertigt sein sollte.

Den ersteren, der natürlich dauerhafter ist, benutzt man für gewöhnlich, den letzteren nur zur Aushilfe und wenn man sehr leicht reiten mufs.

Was die Unterbeinkleider betrifft, die man stets

Mr. R. Gore auf „Red Prince“.

Herr O. Suermondt auf „Meistersinger“.



nach dem Rennen ausziehen sollte, so haben sich sehr gut sitzende Trikotunterhosen oder bis über die Knie reichende ebensolche Strümpfe am besten bewährt; ebenso trage man unter der Bluse eine mehr oder minder warme Trikotunterjacke.

Um den Hals trägt man einen weifsen sogenannten Piquéjagdschlips oder ein als Schlips zusammengelegtes Seidentuch, das mit einer Doppelnadel (nicht Tuchnadel) zusammengehalten wird.

Man kann dann das Hemd vollständig weglassen, was auch den Vorteil hat, dafs das Umziehen nach dem Rennen vereinfacht wird.

Als Sporen — die beiläufig bemerkt — nur ausnahmsweise angelegt werden sollten, wähle man mäfsig lange silberne oder neusilberne Anschnallsporen, die so hoch über der Ferse sitzen müssen, dafs man auch rankleibige Pferde, ohne besondere Mühe, an der richtigen Stelle (möglichst dicht am Gurt) treffen kann.

Die Peitsche soll aus gutem Material gearbeitet und nicht zu biegsam sein.

Über dem Rennanzug trägt man einen langen, möglichst aus etwas regendichtem Stoff gearbeiteten Paletot, den man erst beim Aufsitzen ablegt.

Für schmutziges Wetter mufs man Überschuhe in Bereitschaft halten, denn nicht nur, dafs der Rennreiter immer sauber zu Pferde steigen sollte (wenn er auch noch so schmutzig wieder absteigen wird), so ist es auch lästig, geballten nassen Lehm an den Füfsen zu schleppen, was ohne Überschuhe manchmal unvermeidlich ist.

Ich kann nicht umhin, zu erwähnen, dafs die für

Offiziere in Deutschland zum Rennreiten vorgeschriebene Uniform ein recht unzweckmäfsiger Anzug dafür ist.

Abgesehen davon, dafs es für das Publikum schon bei klarem Wetter nicht leicht ist, die Pferde unter gleich oder ähnlich angezogenen Reitern zu erkennen, so wird dies bei dunklem Wetter oder auf gröfsere Entfernungen geradezu zur Unmöglichkeit. Dafs es nebenbei sehr kostspielig ist, wenn man in Uniform — die an einem schmutzigen Tage verdorben werden kann — stets sauber erscheinen will, liegt auf der Hand.

Der übliche Militärhosenschnitt ist auch wohl der ungeeignetste, der zum Reiten erfunden werden konnte, denn er behindert die freie Bewegung im Knie und befördert das Durchscheuern; Offizieren kann ich daher nur raten, ihre Rennbeinkleider möglichst nach dem oben beschriebenen Schnitt anfertigen zu lassen.

Auch von den angeschraubten Sporen mufs ich diesen Herren abraten; denn erstens empfiehlt es sich nicht, jedes Pferd dieselben fühlen zu lassen, was unwillkürlich doch geschieht — sieht man doch sogar oft starke Verletzungen an den Schultern davon —, zweitens sind diese fest und dicht über dem Stiefelabsatz sitzenden Sporen sehr geeignet, das Hängenbleiben im Bügel, die gröfste Gefahr beim Stürzen, zu befördern.

Wer ein Liebhaber von Luxus und Eleganz ist, der wird sich mit obigen Andeutungen freilich nicht begnügen, wird aber bald Gelegenheit finden, sich über Toilettenfragen zu orientieren.

Wichtiger aber als der Anzug scheint mir, wie

überhaupt im Leben so auch für den Rennreiter, ein angemessenes Benehmen.

Dafs ich das nicht als selbstverständlich voraussetze, kommt daher, dafs selbst sonst wohlerzogene Leute sich zuweilen nicht gleich recht in die richtige Art eines öffentlichen Auftretens finden können, wie mich die Erfahrung gelehrt hat.

Vor allen Dingen mufs alles vermieden werden, was einer Schauspielerei ähnlich sieht; dazu gehört jedes auffallende Benehmen, wenn man sich im Rennanzug, der an und für sich schon die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, im Publikum befindet.

Man vermeide also peinlich allzu lautes Wesen, Witze zu machen, Zigaretten rauchend aufzusitzen u. dergl.

Auf Fragen von seiten des Publikums antworte man möglichst kurz und gebe niemals eine ganz bestimmte Antwort, wenn man nach den Chancen seines Pferdes gefragt wird: denn da man sich sehr oft irren mufs, so kann man sich durch eine Angabe, durch deren Nutzanwendung die Fragesteller vielleicht Geld verlieren, Unannehmlichkeiten zuziehen; der unglückliche Wetter ist ja stets geneigt, zu glauben, dafs er „hineingelegt“ worden ist.

Wie häufig passiert es aber, dafs man bestimmt erwartet, ein Rennen zu gewinnen, und täuscht sich, und beinahe noch öfter, dafs man keine Chance zu haben glaubt und doch gewinnt! Den Leuten, die wetten, ist es dann kaum zu verdenken, wenn sie sich ärgern und ihrem Ärger — je nach ihrem Bildungsgrade mehr oder weniger höflich — hinterher Ausdruck geben.

Wenn das sich ereignet — und welchem Reiter wäre es noch nicht passiert — so ist es entschieden das beste, so zu tun, als hörte man nichts, oder aber, wenn man einen der Schreier bestimmt erkennt, ihn nachher dem Vorstand so zu bezeichnen, dafs er zur Verantwortung gezogen werden kann.

Im allgemeinen sollte man, einmal zu Pferde, von dem Publikum überhaupt keine Notiz mehr nehmen, und logisch ist es daher, dafs man ebenso, wie man Äufserungen des Mifsfallens überhört, etwaige Beifallsbezeugungen nicht beachtet, die überhaupt wohl bezahlten Schauspielern, Stierfechtern und allenfalls Jockeys, nicht aber Amateurs zukommen.

Noch eins möchte ich hier erwähnen, besonders für die Herren, die auch im Auslande reiten wollen.

In Deutschland ist es Sitte, dafs jüngere Herren, die mit älteren zusammen reiten, sich diesen vorstellen; doch sollte das vor dem Aufsitzen und lieber gar nicht, als am Start geschehen. Auch dem Richter läfst man sich hierzulande bekannt machen, was — besonders auf kleinen Plätzen — auch ganz zweckmäfsig ist.

Im Auslande geschieht das jedoch im allgemeinen nicht, und da man dadurch Befremden erregen könnte, unterbleibt es besser.

Es ist aber allenthalben gang und gäbe, unbekannterweise mit jedermann bei Gelegenheit zu sprechen und ohne Vorstellung angesprochen zu werden, was wieder den preufsischen Leutnant im Auslande anfänglich befremdet.

Es ist dies eine von den Gewohnheiten anderer Länder, die den unserigen vorzuziehen sind und sich in

Herr von Eynard auf „Potinière“.

Herr von Graevenitz auf „Zélus“.



absehbarer Zeit, wie manches andere, wohl auch hier einbürgern dürfte.

Hoffentlich gehört dazu auch die Bescheidenheit, die sich z. B. in der in England üblichen Ausdrucksweise für unser:

„Ich habe so und so viel Rennen gewonnen,“ dokumentiert, welche lautet:

„I rode so many winners“

(ich habe so und so viel Sieger geritten).

Liegt darin nicht ein ganz charakteristischer Unterschied in der Auffassung?

Der Engländer hat das Glück gehabt, auf dem Pferde zu sitzen, welches gewann; der Deutsche „hat gewonnen“, er selbst.

Sehr leicht bildet sich jemand ein, er sei als Reiter den übrigen überlegen, während er vielleicht nur auf einem besseren Pferde gesessen und herzlich schlecht geritten hat. Jedenfalls liegt in der englischen Redewendung die Bescheidenheit, die den Wert jeder Leistung erhöht, stets angenehm berührt und im Wesen und Benehmen des Rennreiters nie vermifst werden sollte.

Sattel und Zäumung.

Es versteht sich von selbst, dafs nur der allerbeste und dauerhafteste Sattel zur Benutzung für Rennen sich eignet; denn abgesehen von der Gefahr, die durch ein Schadhaftwerden entstehen kann, so ist nichts ärgerlicher, als ein Rennen durch einen Umstand zu verlieren, der sich unschwer hätte vermeiden lassen.

Es ist keine Seltenheit, dafs durch Platzen der Gurte, Reifsen der Bügelriemen, Zerbrechen der Bügel oder dergleichen ein Rennen aufgegeben werden mufs oder doch nur unter erschwerenden Umständen zu Ende geritten werden kann.

Natürlich ist diese Gefahr bei den leichten Sätteln gröfser als bei den schwereren, und schon aus dem Grunde mache man sich zum Prinzip, stets auf dem gröfsten Sattel zu reiten, den das zu reitende Gewicht erlaubt.

Wenn dieser bei einer soliden Firma gearbeitet — und nur von solchen sollten Ausrüstungsgegenstände zu Rennen bezogen werden — und wenigstens dreimal zu Hause probiert worden ist, so ist die Gefahr des Accidents beinahe ausgeschlossen; bei den ganz leichten (3 Pfund-) Sätteln ist dieselbe es bei Hindernisrennen niemals ganz, und Herren, die nicht sehr viel Übung und besondere Weichheit im Sitz haben und selbst schwer sind, möchte ich doch von Benutzung dieser leichten Sättel im Hindernisrennen ganz abraten. Der Vorteil der 1—2 Kilo, die sie ersparen, wird durch den Nachteil eines unbequemen, ungewohnten Sitzes und die Möglichkeit eines Accidents mehr als aufgewogen.

Was die Fasson des Rennsattels betrifft, so mufs er für den Reiter (mehr als für das Pferd) passen; daher müfste jeder Rennreiter seine eigenen Sättel haben, auch wenn er fremde Pferde reitet.

Ein Reiter mit grofsem Gesäfs darf keinen zu kleinen Sattelsitz, einer mit langen Beinen keine zu kurzen Seitenblätter haben; die letzteren sollten mög-

lichst schräg nach vorn gerichtet sein, wodurch man unter Umständen mit kurzen Bügeln reiten kann, ohne mit den Knien auf die Pauschen zu geraten.

Wer sich aber gewöhnt hat, auf anderen, steiler geschnittenen Seitenblättern zu reiten und das bequem findet, der ändere nichts daran, denn: „Eines schickt sich nicht für alle.“

Vermeiden sollte man aber auf gröfseren Rennplätzen schlecht aussehende, geflickte und etwa gar mit Bügeln für die Packtaschen versehene Militärdienstsättel. Ebenso kann ich die wildledernen Sättel nicht gutheifsen, obgleich oder vielleicht gerade weil ich früher selbst viel darauf geritten habe.

Wenn man sehr schwer reiten mufs, so empfiehlt sich ein sogenannter Bleisattel, der, bis zu 15 kg schwer, jetzt viel gebraucht wird und den grofsen Vorteil hat, das Gewicht absolut festliegend und gleichmäfsig zu verteilen, ohne, wie schwere Bleidecken, einen Druck auf die Rippen des Pferdes auszuüben; dies gilt besonders von den üblichen grofsen Decken, die mit zuschnallbaren Taschen zur Aufnahme der Bleiplatten versehen sind.

Die Bleidecken, welche die Form kleiner Satteldecken haben sollten und vorn und hinten beiderseits je eine, im ganzen also vier, mehr oder weniger starke Bleiplatten eingenäht enthalten, müssen vom besten Material gefertigt sein. Wenn man sechs Stück davon hat, von ½—5 Kilo, drei Sättel von ca. 2½ kg, 5 kg und den Bleisattel von ca. 15 kg, so kommt man wohl ganz gut aus.

Für die Sättel, deren jeder einzelne zur Aufbe-

wahrung und zum Transport einen Bezug aus Segeltuch haben sollte, beschafft man sich eine grofse lederne Tasche, um dieselben auf Reisen nicht zu beschädigen; natürlich nimmt man nur diejenigen zum Rennplatz mit, die man voraussichtlich brauchen wird.

Was Zaumzeug und Zäumung betrifft, so würde es den Rahmen dieser Ausführungen überschreiten, wenn ich auf die geeignete Auswahl desselben für verschiedene Pferde hier näher eingehen wollte.

Die für jede Art Rennen naturgemäfseste ist eine dicke, hohle Ringtrense, die in das Kopfgestell eingenäht oder eingeschnallt ist und ein (nicht zu kurz geschnallter) Martingal mit Vorderzeug, welches, am Sattel angeschnallt, ein Zurückrutschen desselben verhindert. Bei gurtentiefen, wespenleibigen Pferden ist das ganz unerläfslich, denn bei diesen kann selbst mit festgezogenen Gurten ein völliges Rückwärtsgleiten des Sattels eintreten; man mufs in diesem Falle anhalten und das Rennen aufgeben, wenn man nicht in der nächsten Minute unfreiwillig vom Pferde kommen will.

Den Martingal halte ich, wenn man nicht sein Pferd genau kennt, für durchaus notwendig, denn er verhindert dasselbe an gänzlichem Aufwerfen des Kopfes (mit Gefahr für die Nase des Reiters verknüpft) und schützt so vor dem Verluste jeder Gewalt über einen Sterngucker.

Die Zügel, in die man sich bei Hindernisrennen niemals einen Knoten machen darf und die auch die für Puller so beliebten Knötchen nicht haben dürfen (damit man sie beim Sprunge durch die Hand gleiten

Graf J. Westphalen auf „Buschiri".

Graf Bredow auf „Sanduhr".



lassen kann), sollten mäfsig lang, vom besten Kernleder geschnitten und natürlich stets doppelt sein. Es ist also der in England beliebte einfache, durch den Martingal gezogene Zügel unzweckmäfsig, denn er nimmt dem Reiter die Möglichkeit, dem Pferde den Kopf hochzunehmen, was in manchen Fällen — z. B. beim Bocken — notwendig ist; aufserdem kann auch ein Zügel platzen, was in Ermangelung von Doppelzügeln verhängnisvoll werden kann.

Bei Regenwetter werden Lederzügel sehr schlüpfrig und man sollte auf alle Fälle stets ein Paar Gurtenzügel mitnehmen, die man im Bedarfsfalle einschnallt und die überhaupt für Puller zu empfehlen sind.

Reithalftern, scharfe Trensen, Kandaren, Schlaufzügel, Nägelscheiben, Scheuklappen und was dergleichen Instrumente mehr sind, sind eigentlich alle zu verwerfen, da sie — wenn überhaupt — nur anfänglich etwas nutzen und dann das Übel, dessenthalben sie zur Anwendung kommen, gewöhnlich nur verschlimmern. Fremde Pferde, die mit dergleichen Werkzeugen ausgerüstet, einem zum Reiten angeboten werden, besteige man lieber nicht, ohne vorher die gewöhnliche Trense und Martingal aufgelegt zu haben. Meist gehen sie, dankbar für ersparte Schmerzen, dann besser als sonst, wie ich öfters erfahren habe.

Die Beine der Pferde müssen vor Greifen und Anschlagen durch Bandagen oder Gamaschen geschützt werden. Wenn die ersteren nicht sehr gut umgelegt werden, sind letztere — gut passend — entschieden vorzuziehen, denn es liegt auf der Hand, dafs durch

eine im Rennen sich lösende Bandage ein böser Sturz herbeigeführt werden kann.

In Deutschland und Frankreich, wo fast überall feste Gegenstände, wie Mauern, Koppelricks u. s. w. zu springen sind, sollten auch die Hinterbeine mit Gamaschen zum Schutz der Schienbeine versehen werden. Abgesehen von den entstellenden Verdickungen, die durch Verletzungen der vorderen Fläche derselben entstehen, kann auch eine Knochenhautentzündung die Folge sein, die weiteres Arbeiten oder Laufen eine Zeitlang unmöglich macht.

Kenntnis des Terrains.

Es ist durchaus notwendig, dafs der Reiter das Terrain, auf dem er ein Rennen reiten will, genau kennt.

Das gilt nicht nur für Jagdrennen, sondern auch für Hürden- und Flachrennen.

Abgesehen davon, dafs die Kenntnis auch mancher Flachbahnen wegen Bodenverhältnissen, etwaigen Unebenheiten, Biegungen u. s. w. demjenigen Vorteil bieten kann, der dieselben sorgfältig besichtigt hat, so sind sogar zuweilen auf kleinen Plätzen die die Bahn bezeichnenden Stangen in so weiten Zwischenräumen und so unzweckmäfsig gestellt, dafs man sich ohne Kenntnis der Bahn leicht irren und ein Rennen dadurch verlieren kann.

So ist es mir beispielsweise passiert, dafs der mir gehörige Sieger eines gröfseren Flachrennens disqualifiziert wurde, weil der Jockei, obgleich er schon zwei Tage auf dem betreffenden Platze galoppiert hatte,

schon an der ersten Biegung eine etwas aus der Richtung gestellte Bahnstange ignorierte*).

Im Hindernisrennen ist das sogenannte „Verreiten“, wozu ich nicht nur Einschlagen einer falschen Bahn, Verfehlen der Wendeflaggen und dergl., sondern auch jede Art von unbeabsichtigtem Umwege rechne, selbstverständlich viel häufiger. Es ist daher für diese Rennen meist ein Termin angesetzt, an dem das Terrain offiziell gezeigt wird. Dabei sollte kein Reiter fehlen, es sei denn, dafs er dasselbe schon ganz genau kennt und sich vergewissert hat, dafs keinerlei Veränderungen vorgenommen worden sind oder werden könnten.

Für besonders komplizierte Steeplechasebahnen, wie sie in Deutschland nicht eben selten sind, genügt sogar ein einmaliges Abgehen des Terrains in der Regel nicht, besonders wenn man die Absicht hat oder genötigt wird, das Rennen zu führen.

In scharfer Gangart und in der Erregung des Rennens ist es nicht ganz leicht, sich auf einem nicht genau bekannten Terrain so zurecht zu finden, dafs man über die Richtung und den besten Weg zum Galoppieren und die beste Stelle zum Springen niemals im geringsten Zweifel ist, welcher den Gewinnchancen jedenfalls zum Nachteil gereichen würde.

Besonders gilt dies für etwas kurzsichtige Herren, auch wenn dieselben mit Augengläsern reiten, denn diese können bei Regenwetter oder durch von vorweg vorgaloppierenden Pferden geworfenen Schmutz leicht unbrauchbar werden. Aus diesem Grunde

*) Bastard im Jahre 1894 in Neufs.

empfiehlt sich übrigens das Tragen eines Monocles (vorausgesetzt, dafs man daran gewöhnt ist), weil man dasselbe jederzeit fallen lassen kann.

In Bezug auf den einzuschlagenden Weg sollte man sich — sofern man seiner Sache sicher ist — nur auf sich selbst verlassen, nicht auf die voranreitenden oder auf etwaige Rufe der folgenden Herren.

Ich habe mich, soweit mir erinnerlich, unter circa tausend Rennen nur zwei oder drei Mal verritten, bezw. Umwege gemacht; das war, als ich — als Anfänger — hinter Herren herritt, die ich für unfehlbar hielt und später einmal, als ich es nicht für nötig gehalten hatte, eine eigentümliche Flachbahn ordentlich zu besichtigen.

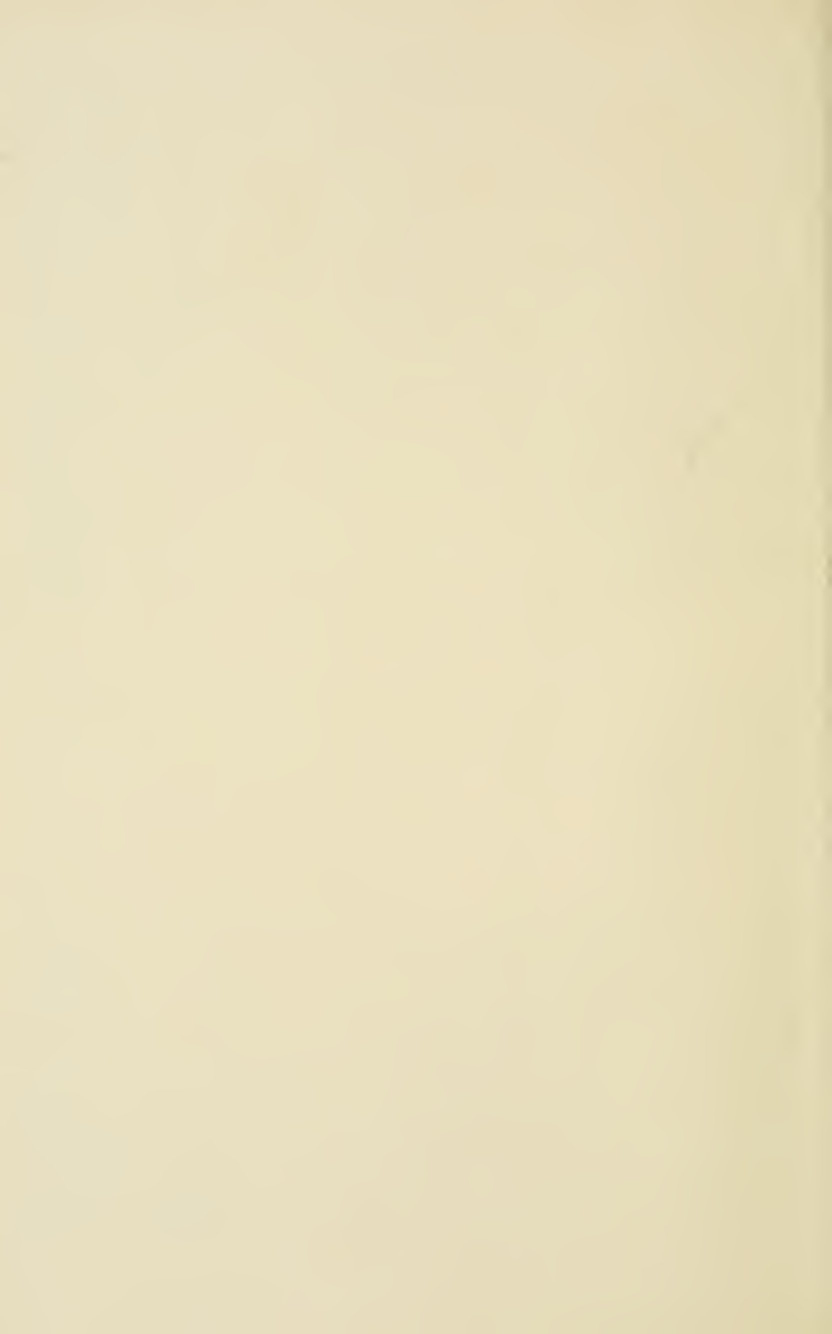
Niemals also steige man zu Pferde, ohne die Bahn, die man zu reiten hat, so genau im Kopfe zu haben, dafs man sie beinahe im Finstern finden könnte und vor dem Aufsitzen und während des Reitens zum Start überhöre man sich zu diesem Zwecke wiederholt darüber.

Durch unvorhergesehene Umstände, Verspätungen, Einspringen für einen verhinderten Reiter und dergl., kann es allerdings ausnahmsweise notwendig werden, ganz ohne die Bahn gesehen zu haben, reiten zu müssen. Zum mindesten wird man sich dann durch die Gefälligkeit eines Kollegen auf dem Wege zum Start etwas orientieren lassen, besonders das letzte Ende zum Ziel flüchtig ansehen können und dann, so gut es geht, sich hinter einen zuverlässigen Mitreiter legen, im übrigen aber eine sehr unterhaltende Jagd reiten.

Ich habe zweimal, ganz ohne das Terrain zu kennen, gewonnen, das letzte Mal eigentümlicherweise vielleicht

Graf S. Lehndorff auf „Bastard“.

Graf W. Königsmarck auf „The Rake“.



gerade deshalb; denn naturgemäfs hinter dem geschlossenen Felde liegend, sah ich, wie dasselbe, durch den innenliegenden Reiter verführt oder behindert, die letzte Wendeflagge in grofsem Bogen umschiffte, was ich natürlich vermied, zwanzig Längen und damit das Rennen gewann.

Wie man durch sorgfältige Kenntnis des Terrains ein Rennen gewinnen kann, lehrt folgendes Vorkommnis. Der damalige Major von Rosenberg hatte im Jahre 1874 im Grofsen Badener Jagdrennen mit Red Nob wenig Chancen. des Baron Cramm Fantôme zu schlagen. Vor dem bekannten Badener Anberge liegt sumpfiges Terrain, um welches man auf einem Feldwege im rechten Winkel herumreiten mufste; Major von Rosenberg fragte sich nun, ob es nicht möglich sei, statt auf den Katheten dieses Dreiecks, auf der Hypotenuse, also quer durch den Sumpf zu reiten, wodurch man mindestens 50 Längen gewinnen mufste.

Er probierte das auf einem anderen Pferde aus und fand einen solchen ziemlich praktikabeln Streifen, den er sich mit Reiskörnern markierte.

Im Rennen benutzte er diese Spur, profitierte, obschon langsamer reitend, doch über 20 Längen, ritt mit aller Macht nach Hause und schlug Fantôme unter dem jetzigen General v. Mossner doch nur um einen Kopf.

Seitdem ist an der Spitze des fraglichen Dreiecks eine Wendeflagge angebracht worden.

Ähnlich machte ich es einige Jahre später, als ich Major von Rosenbergs Trikolore im Badener Armeejagdrennen ritt.

Das Rennen führte damals auf halbem Wege durch ca. 300 Meter Wald, in dem nur zwei, bei dem plötzlichen Wechsel von Sonnenlicht in Waldesdunkel schwer zu bemerkende Wendeflaggen standen.

Um daher führend den Wald mit Vertrauen in voller Fahrt zu durchqueren, liefs ich mir kurz vor dem Rennen mit Kalk den einzuschlagenden Weg auf der Erde und an den Bäumen bezeichnen.

Ich gewann dadurch gegen meine mir zaghafter folgenden 12 Gegner mindestens zwanzig Längen und das Rennen.

In demselben Walde passierte übrigens durch Mangel ähnlicher Vorsichtsmafsregeln einige Jahre später ein recht ernster Unglücksfall.

Durch besondere Umstände — es war ein Jockeirennen — hatte ich mich veranlafst gesehen, meinen mit allerersten Chancen ins Rennen gehenden Le Beau von dem verstorbenen Herrn O. Oehlschläger reiten zu lassen. Im Walde wollte genannter Herr plötzlich einen anderen Weg als sein Vordermann einschlagen. Le Beau verstand entweder die Hilfe nicht oder wollte dem vor ihm galoppierenden Pferde folgen, kurz, Herr Oehlschläger fühlte plötzlich, dafs er einem Baum in vollster pace nicht ausweichen konnte. Um seinen Kopf zu schützen, hielt er den Arm vor, der ihm vollständig am Ellbogen zersplittert wurde und fiel rückwärts herunter.

Das Rennen war verloren und der Reiter auf ein langwieriges Krankenlager geworfen.

Kenntnis des Rennreglements.

Vorteile bieten sich auch dem Reiter eines Rennens zuweilen, und Weitläufigkeiten lassen sich vermeiden durch genaue Kenntnis des Rennreglements.

Es ist eigentümlich, wie gleichgültig hiergegen sich oft nicht nur Herren, sondern auch Jockeis zeigen. Für letztere, die für ihre Dienste bezahlt werden, ist es geradezu unverantwortlich, wenn sie sich aus purer — besonders Engländern eigentümlicher — Dickfelligkeit nicht vollständig mit den Regeln vertraut machen, deren Aufserachtlassung ein Rennen kosten, deren Kenntnis eins gewinnen kann.

Ich will hier nur einen Fall erwähnen.

Fehlt irgendwo, an einem Hindernisse oder an einer Wendung, eine Flagge, die nicht etwa durch einen Reiter resp. ein Pferd in demselben Rennen umgeworfen, so gilt dieselbe als nicht vorhanden, und man hat nicht nötig, die Stelle, wo sie hingehörte, zu respektieren, kann also bei einem Hindernis vorbei, oder um eine Wendung auf dem kürzesten Wege reiten, dabei also eventuell ungezählte Längen gewinnen. Freilich gehört dazu Kopf und Geistesgegenwart. Mehrfach ist etwas Ähnliches bei Hürdenrennen, in denen es vergessen worden war, die Wendungen der Flachbahn auszuflaggen, vorgekommen, und ein diesbezüglicher Protest hat, dem Reglement gemäfs, stets zu Gunsten des Abschneidenden entschieden werden müssen.

Da nach dem Rennreglement nur die Flaggen und keine mündlichen Vorschriften von seiten des Vorstandes oder Terrainzeigenden bindend für den Reiter

sind, so lasse man sich, wenn etwa auf einem kleinen Platze die Wendeflaggen für die Hürdenbahn fehlen und nicht rechtzeitig aufgestellt werden können, nur dann darauf ein, sich z. B. zu verpflichten, die Markierung der Flachbahn zu respektieren, wenn sämtliche Konkurrenten schriftlich dasselbe versprechen, also kein Protest in dieser Hinsicht zu befürchten ist.

In Bezug auf Wertlosigkeit mündlicher Erläuterungen ist mir vor Jahren auf einem grofsen Platze folgendes begegnet:

Als ich das Terrain abging, welches, soviel ich mich erinnere, schon vorher oder gar nicht offiziell gezeigt worden war, fand ich am Ende eines die Flachbahn umziehenden Abzugsgrabens eine weifse Fahne; rechts von derselben war der Graben zu Ende oder überdämmt. Die Wendung, die von dieser Stelle zur letzten Hürde führte, war sehr gering, aber eher nach rechts als nach links; als linke Wendeflagge hatte die Fahne also keinen Zweck. Bekanntlich bezeichnen in Deutschland rote Flaggen, die rechts bleiben müssen, Rechtswendungen, weifse Linkswendungen; ebenso sind die Hindernisse rechts rot, links weifs ausgeflaggt.

Da ich nun ein sehr sicher und aufmerksam springendes Pferd reiten wollte und man besser gegen die letzte Hürde kam, wenn man, ohne die Flagge zu beachten, den Graben sprang, so fragte ich den die Bahn offiziell zeigenden Beamten, was die weifse Flagge bedeute, da doch keine Linkswendung dort bezeichnet werden könnte.

Er antwortete, es sei auch keine Wendeflagge, sie solle nur die Stelle bezeichnen, wo der Graben auf-

Herr K. von Zingler auf „Flieder“.

Graf zu Solms auf „Bavarian“.



höre; meine Frage, ob man denn nicht also den letzteren springen dürfe, bejahte er ausdrücklich.

Ich tat es also, gewann leicht, es wurde protestiert und mein Pferd disqualifiziert trotz aller Argumente, die ich bis zum obersten Schiedsgericht zu meinen Gunsten anführte. Das Reglement sprach gegen mich.

Allgemeine Reitfertigkeit.

Die Grundsätze der Reiterei gelten, wie früher erwähnt, im allgemeinen für jeden Zweig derselben und sind mutatis mutandis der Schulreiterei, der Kampagnereiterei, der Jagd- und Rennreiterei gemeinsam.

Da nichts Vollkommenes auf dieser Welt existiert, so gab es, gibt es und wird es kaum je einen Menschen geben, der alle Zweige der Reitkunst gleichmäfsig voll beherrscht, schon weil die zur Erreichung höchster Fertigkeit auf den verschiedenen Gebieten notwendigen Eigenschaften und Kenntnisse eben verschieden und deren Aneignung zu zeitraubend ist, als dafs ein Individuum dieselben in sich vereinigen und vollständig beherrschen könnte.

Wie auf manchen anderen Gebieten, so ist auch in der Reiterei die höchste Leistung von einer gewissen Einseitigkeit schwer zu trennen.

Die beiden Extreme, die Schul- und Rennreiterei, berühren sich aber in der Kampagnereiterei; in der Theorie würde also jemand, der es in letzterer zur Perfektion gebracht hat, auch ein vortrefflicher Schul- und Rennreiter werden können; denn er mufs sowohl die allgemeinen unerläfslichen Eigenschaften — Sitz, Hand, Einwirkung — als die speziellen — Geduld und feines

Gefühl des Schulreiters, Geistesgegenwart und Energie des Rennreiters — besitzen.

Vollkommen sind aber, wie gesagt, diese Eigenschaften in einer Person niemals vorhanden bezw. ausgebildet, und deshalb finden sich in der Praxis keine auf allen Gebieten der Reiterei gleichmäfsig hervorragende Koryphäen.

Wenngleich es auch für die Rennreiterei gilt, dafs viele berufen, aber wenige auserwählt sind, so gilt doch auch das Sprichwort: „Übung macht den Meister."

Zunächst mufs man natürlich auf dem Pferde überhaupt sich schon zu Hause fühlen, womöglich von Jugend auf geritten haben und ein guter Naturreiter sein. Das ist vorteilhafter, als wenn man schlechten Reitunterricht genossen und dadurch an Reitergefühl verloren hat.

Das erste, was erlernt werden und auch später niemals ganz ungeübt gelassen werden sollte, ist die Sicherheit des Sitzes durch Gleichgewicht (Balance) und daraus folgend die Unabhängigkeit der Hand, die Führung. Das ist nicht anders zu erlernen, als durch Reiten auf Decke oder Sattel ohne Bügel und Zügel und bildet die Grundlage jeder aktiven Reiterei.

Mit einiger Anlage und mehr oder weniger Übung wird jeder gutgebaute Mensch es darin zu einer gewissen Fertigkeit bringen können.

Wer Kavallerist gewesen ist, wird dieselbe häufig schon besitzen und hat dann nur hin und wieder darin und in den sehr nützlichen Voltigeübungen zu Pferde sich zu überhören und in Kondition zu erhalten.

Für Herren, die das Reiten ohne Bügel und ohne

Zügel nicht oder nicht richtig erlernt haben, bemerke ich, dafs die Hauptsache dabei ist, dafs man sich übt, die Erhaltung des Sitzes durch Gleichgewicht (Balancieren) zu erreichen, nicht etwa durch sogenannten Schlufs oder gar Festklemmen mit den Unterschenkeln.

Die letzteren müssen vielmehr ebenso wie die Füfse natürlich herabhängen, damit alle Gelenke und Muskeln losgelassen und alle krampfhaften Spannungen vermieden werden.

Um das Herunterfallen zu verhüten, was zwar kein Unglück ist, halte man sich anfänglich im Vorderzeug oder Mähne fest, sobald man fühlt, dafs die Balance verloren geht. Erst wenn der Reiter so weit ist, dafs er ohne Bügel und mit „Hüften fest“ in allen Gangarten und beim Springen seinen Sitz nicht mehr verliert, ist er überhaupt befähigt, aktiv zu reiten bezw. einzuwirken.

Dazu braucht man die Schenkel und die Fäuste, und es liegt wohl auf der Hand, dafs, wenn man sich derselben bedient, um den Sitz nicht zu verlieren, man sie nicht stets zu aktiven Hilfen bereit haben kann und aufserdem das Pferd unwillkürlich beeinflussen und inkommodieren mufs.

So selbstverständlich dies ist, so sündigen hierin doch viele Reiter, die von ihrer Reitfertigkeit eine um so höhere Meinung haben, je weniger Gefühl sie besitzen, um zu wissen, was ihnen fehlt.

Am deutlichsten ist das beim Springen zu beobachten, und man kann z. B. getrost den Reiter, dessen Pferd dabei öfters mit dem Kopfe nach oben ruckt, in

obige Kategorie zählen, zu der die Engländer ein grofses Kontingent stellen.

Diese Leute kommen meist gar nicht auf den Gedanken, durch oben erwähnte Übung den Sitz zu erlernen oder zu vervollkommnen; denn darin, sowie in vielen anderen hippologischen Dingen halten sie alles Lernen für überflüssig, die Kenntnisse und die Befähigung dafür hat ihnen allen eine gütige Fee in die Wiege gelegt. Sie reiten drauf los, die Mehrzahl natürlich ohne Sicherheit im Sicherheit im Sitz und Kenntnis des Hilfen; sind die Resultate dann ungünstig, so ist das Pferd schuld oder sonst etwas; selten ahnt der Empiriker, welchen Unfug zu Pferde er treibt, wenn er irgend etwas Besonderes unternehmen will.

Nachdem in vorstehendem festgestellt worden, welchen Grad von Reitfertigkeit jeder, der an Rennreiten denken will, sich zuvor angeeignet haben sollte, wenden wir uns nunmehr zum Rennreiten selbst.

Wie erlernt man das Rennreiten?

Die nächstliegende Antwort hierauf lautet, wie aus dem Vorstehenden schon entnommen werden konnte: „Durch Übung“.

Vorauszugehen haben der Hauptübung aber Vorübungen und Studium.

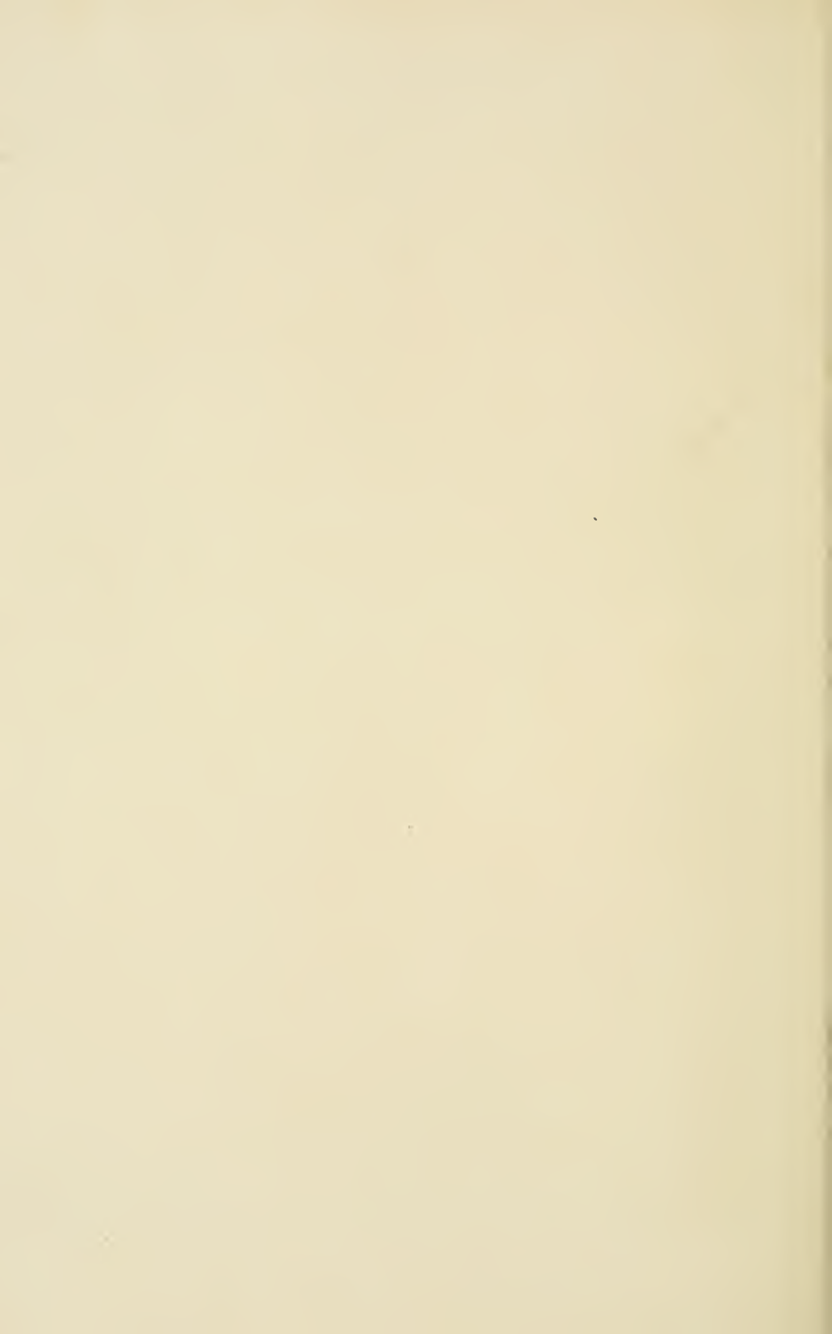
Was zunächst das letztere anbetrifft, so ist dessen Wichtigkeit nicht zu unterschätzen.

Allerdings verstehe ich darunter nicht literarische Studien, denn noch weniger als jeder andere Zweig der Reitkunst läfst sich die Rennreiterei theoretisch erlernen.

Ich meine damit nur, dafs man sich mit dem

Graf A. Eulenburg auf „Bavarian“.

Herr W. von Rosenberg auf „Formosa“.



Wesen derselben vertraut gemacht haben sollte, weifs, worauf es ankommt, technische Details und Ausdrücke kennt und so viel aus eigener Beobachtung von Rennen und Rennreitern herausgefunden hat, dafs man das Richtige vom Falschen zu unterscheiden versteht, mit einem Worte: einem Rennen so zusehen kann, dafs man die einzelnen Phasen desselben und die Leistung von Reiter und Pferd, besonders die Fehler der ersteren, einigermafsen richtig beurteilt.

Es ist das gar nicht so schwierig und selbst Laien, wenn sie nur ein intensives Interesse daran haben, in höherem oder geringerem Grade erreichbar.

Den Beweis dafür bietet die im allgemeinen richtige Beurteilung des grofsen — besonders des wettenden — Publikums von Reiter und Pferd. Es ist geradezu erstaunlich, wie genau dasselbe nach und nach aus eigener Anschauung sich zu orientieren und die Fähigkeiten von beiden meist richtig zu taxieren vermag.

Die gewöhnlichsten Fehler der Anfänger, wie Umwege machen, zu weit aus dem Rennen liegen, unnötig treiben und dergleichen, wird derjenige kaum begehen, der oft gesehen hat, welche Folgen solche Fehler haben und wie dieselben von guten Reitern vermieden werden.

Man sollte also nicht eher öffentliche Rennen reiten, ehe man nicht als Zuschauer wenigstens das Beurteilungsvermögen gewohnheitsmäfsiger Rennbahnbesucher sich angeeignet hat. Weifs man einmal, wie eine Sache gemacht werden soll, was richtig und was falsch ist, so ist es leichter, herauszufinden, was einem fehlt und was man also zum besonderen Gegenstand der Übung machen soll.

Das Nächstliegende ist der sogenannte „Rennsitz“, dessen Korrektheit eine gewisse Routine voraussetzt.

Die meisten Anfänger bilden sich ein, dafs es genügt, wenn sie sich die Bügel kurz schnallen, sich in dieselben stellen, den Oberkörper vornüber neigen und losgaloppieren.

So einfach ist es nun doch nicht, und die Angewohnheiten verschiedener, zumal diffiziler Pferde werden den angehenden Jockey bald überzeugen, dafs das nicht immer geht.

Eine feste Regel für den Sitz und die Länge der Bügel läfst sich absolut nicht aufstellen. Der Gesichtspunkt, von dem man dabei ausgehen mufs, ist der, dafs man durch den Rennsitz es dem Pferde so leicht als möglich machen mufs, zu galoppieren, ohne dabei die Einwirkung auf dasselbe zu verlieren.

Es liegt auf der Hand, dafs sich derselbe also je nach Figur, Reitfertigkeit und Kraft des Reiters, sowie nach dem Gebäude und den Eigentümlichkeiten des Pferdes modifiziert.

In der Tat sehen wir nicht nur, dafs gleich gute Rennreiter grofse Verschiedenheit im Sitz haben, sondern auch dafs dieselben je nach Umständen denselben verändern und sich verschiedenen Pferden und Situationen anpassen*).

---

*) Anmerkung. So ritten z. B. Herr v. Wilamowitz und Graf F. Metternich mit sehr kurzen, Graf G. Lehndorff und Herr v. Rosenberg mit ziemlich langen Bügeln, und alle vier Herren gehörten zur besten Klasse der Rennreiter.

Mit Bezug auf das Bild des ersteren Herrn, das die Unterschrift „Auf meinem Anvil“ trägt, existiert eine Anekdote,

Als Vorschrift möchte ich also nur das gelten lassen, dafs jeder sich nach seiner Figur, Kraft, Angewohnheit und seinem Pferde den Sitz, der ihm der behaglichste ist, angewöhnt und denselben je nach Bedarf und Gefühl modifiziert.

So habe ich Reiter, die anfänglich mit kurzen Bügeln zu reiten für nötig hielten, allmählich, mit zunehmender Übung und Kraft, dieselben verlängern sehen und das Umgekehrte zu meinem Leidwesen an mir selbst erfahren.

Es wird also ein Gegenstand der Übung sein müssen, sich da auf verschiedenen Pferden, die keineswegs Rennpferde sein müssen, im Jagdgalopp den Sitz anzueignen, der für Reiter und Pferd der geeignete ist, und das geschieht für Hindernisrennen am besten auf Jagd, sei es hinter lebendem Wild, hinter Schlepphunden oder auf Schnitzeljagd; Gelegenheit zu einer von dieser Art Jagden findet sich ja häufig genug.

---

die ich denjenigen meiner Leser, welche dieselbe nicht kennen, nicht vorenthalten will.

Herr v. Wilamowitz war in den fünfziger Jahren einer der bekanntesten unserer Herrenreiter, und sein Bild auf „Anvil“ wurde sehr bekannt, da man damals nur selten dergleichen Porträts zu sehen bekam.

Da geschah es, dafs er mit „Anvil“ in einem Jagdrennen so zu Fall kam, dafs er eine Zeitlang unter das Pferd zu liegen kam, ohne sich jedoch weiter zu verletzen.

Bald darauf brachte ein Witzblatt das bekannte Bild „Anvils“ mit der Unterschrift: „Auf meinem Anvil“, dazu aber ein Pendant, in dem obiger Sturz dargestellt wurde mit der Unterschrift: „Auf meinem Wilamowitz“.

Ehe man nicht ein firmer Jagdreiter ist, sollte man an Rennreiten nicht herangehen.

Gewöhnlich finden auch im Anschlufs an die Jagden kleinere Rennen statt, und es ist sehr vorteilhaft, wenn man bei solcher Gelegenheit den Übergang vom Jagd- zum Rennreiten übt, ehe man sich öffentlich produziert. Geht das gut, sollte man sich erst noch auf kleinen Plätzen ein wenig Routine aneignen, ehe man auf einer gröfseren Rennbahn auftritt, die ein durch Wetten und häufiges Zusehen so sportlich gebildetes Publikum besitzt, dafs eine augenfällige Inferiorität leicht dessen Spott hervorruft.

Läfst es sich einrichten, so ist es gewifs sehr zweckmäfsig, wenn man aufser den Jagden auch noch Galopps auf Rennpferden, womöglich unter Aufsicht eines erfahrenen Herrn oder Trainers, zur Übung mitreiten kann; meist genügen schon einige Wochen, wenn man täglich einige Pferde in der Arbeit mitreitet — je mehr verschiedene, desto besser —, um sich über den Sitz und die Behandlung derselben in schnellen Gangarten zu orientieren.

Das einzige, worin es schwer ist, zu genügender Übung zu gelangen, ist der Finish oder das Ausreiten, und doch ist es gerade das, was der Übung bedarf, denn wir sehen, dafs bei sonst gleichwertigen Reitern derjenige immer sehr im Vorteil ist, der vor dem andern die Praxis voraus hat, wie das z. B. von den meisten englischen Herren unsern Anfängern gegenüber gilt.

Auf die Technik des Finish-Reitens komme ich bei späterer Gelegenheit zurück. Hier möchte ich nur

Herr F. A. von Gossler auf „Fragile“.

Herr M. Lücke auf „Schwarzwald“.



noch erwähnen, dafs das Üben desselben auf Reitpferden oder sogar auf Ponys keineswegs zu verachten ist; die sind doch schon eher zu beschaffen als Rennpferde, welche zu solchen Übungen kein vernünftiger Mensch gebraucht resp. hergibt.

Für das leidige Verlieren eines oder beider Bügel, welches wohl ein Rennen kosten kann, macht die Länge oder Kürze derselben keinen grofsen Unterschied aus; Reitern, denen das leicht passiert, empfehle ich sehr, um die Fufsgelenke einen fadendünnen Gummiring — wie er in Geschäften zum Umschnüren von kleinen Paketen benutzt wird — zu legen, der ein Verlieren des Bügels beinahe unmöglich, das Wiederfangen eines verlorenen allerdings schwer macht.

Hat man aber in Hindernisrennen einen oder beide Bügel verloren und ist nicht sehr geübt im Reiten ohne Bügel, so suche man, wenn irgend möglich, dieselben vor dem nächsten Sprung wiederzubekommen, wozu man sich seitwärts herunterneigen und den Bügelriemen fassen mufs. Ist es aber nicht gelungen, oder befindet man sich so nahe am Ziel, dafs man sich damit nicht aufhalten kann — und ohne das geht es gewöhnlich nicht ab —, so ergreife man das Vorderzeug oder die Mähne des Pferdes, um die Stütze für den Sitz zu behalten, die man sonst leicht im Maul desselben suchen müfste.

Durchaus unsportlich und unkavalleristisch ist es, ein Rennen wegen verlorener oder eines zerrissenen Bügels aufzugeben, es sei denn, dafs die Schwierigkeiten des Pferdes dadurch alle Gewinnchancen aufheben. Ich habe schon manches Rennen mit fehlendem Bügel

gewinnen sehen, z. B. die grofse Steeplechase zu Sandown Park von Ballot Box — wenn ich nicht irre — unter A. Nightingale, dem schon auf halbem Wege beide Bügelriemen geplatzt waren.

Sitz und Hilfen.

a) Auf normalen Pferden.

Hat man sich in den im vorigen Kapitel besprochenen Übungen hinreichend befestigt, dafs man sich öffentlich sehen lassen kann, so ist es sehr vorteilhaft, wenn man auf einem bequemen Pferde debütieren kann, damit man nicht durch äufsere Schwierigkeiten den eigentlichen Zweck der Übung, das Gewinnen des Rennens, aus den Augen verliert.

Aufserdem ist der erste Eindruck, den man macht und empfängt, oft entscheidend für die ganze Zukunft.

Es gibt Pferde, deren harmonisches Gebäude, natürliche Haltung und stetige Anlehnung an das Gebifs im Galopp den Reiter schon zurechtsetzen und sich zu Hause fühlen lassen.

Auf diesen wird ein Vornüberneigen des Oberkörpers und Stellen in die Bügel bei anliegendem inneren Knie, senkrechtem Hang der Unterschenkel und tief stehenden Fäusten sich von selbst ergeben.

Diese Haltung wird in Flachrennen und, wenn das Pferd gut springt, auch über kleine Hindernisse das ganze Rennen hindurch beibehalten werden können.

Leider gehören diese Pferde aber doch zu den Ausnahmen, und es wird für die Mehrzahl der Reiter nicht immer möglich oder richtig sein, diesen Sitz ein-

zunehmen bezw. beizubehalten. Meistenteils wird man je nach Gebäude und Angewohnheiten des Pferdes denselben modifizieren müssen.

Ich bin ein Freund von vornübergeneigtem Sitz, weil er dem Pferde angenehm sein mufs und ihm das Auf- und Abwölben des Rückens im Galopp und das Vorbringen der Hinterhand erleichtert.

Die bekannten Baucherschen Versuche*), durch Wiegen eines auf zwei Wagen stehenden Pferdes festzustellen, wie grofs die Gewichtsverschiebung auf Vor- und Hinterhand durch den Sitz des Reiters wird, haben für ein Pferd in der Bewegung um so weniger Gültigkeit, je schneller die letztere ist.

Dieselbe stellt doch eine fortgesetzte Verschiebung des Schwerpunktes dar, und da das galoppierende Pferd zur Erhaltung des Gleichgewichts genötigt ist, mit der Hinterhand denselben zu stützen, so kann und mufs es mit derselben um so mehr vorgreifen, je weiter derselbe nach vorn liegt.

Da die Entlastung der Vorhand aber hauptsächlich durch das Biegen und Vorgreifen der Hinterhand geschieht, so irrt sich der Reiter, der sich einbildet, auf der Hinterhand zu reiten, wenn er sich hintenüber legt, ohne dafs dieselbe sich biegt. Man kann also darin nicht einmal eine Schonung der Vorderbeine erblicken, worauf es ja übrigens im Rennen nicht ankommt.

---

*) Dieselben sind kürzlich wiederholt und deren Resultat als etwas Neues in Sportblättern besprochen worden zum Beweise dafür, dafs die amerikanische — ausschliefslich die Vorhand des Pferdes belastende — Reitweise ruinierend auf die Vorderbeine wirken müfste.

Es wird aber manchmal nicht möglich sein, vornüber geneigt oder selbst gerade zu sitzen, und zwar wenn man ein Pferd nicht halten kann oder einen Sturz vermeiden will, auch wenn die Ermüdung des Pferdes so grofs ist, dafs die Erhebung der Vorhand durch die vorgreifende Hinterhand demselben schwer fällt. Dann mufs die erstere durch Gewichtsverlegung des Reiters entlastet werden, wennschon auf Kosten der Vorwärtsbewegung.

b) Auf schwierigen Pferden.

Nicht so leicht und einfach stellt sich die Sache auf schwierigen Pferden.

Wenn das Pferd der Einwirkung des Gebisses auf die Hinterhand sich widersetzt, so sagt man, dasselbe sei nicht am Zügel, sondern hinter dem Zügel.

So ist also, ebenso wie das Pferd, welches nicht an das Gebifs herangeht, auch der gefühllose Puller „nicht am Zügel“.

In langsamen Gängen und bei scharfer Zäumung wird sich das oft deutlich zeigen, indem er die Anlehnung an dieselbe scheut; sobald aber die Schnelligkeit der Gangart eine Anlehnung an das Gebifs nötig macht, wird diese so stark genommen, dafs dem weniger geübten Reiter die Herrschaft über das Pferd häufig verloren geht.

Andere Pferde lümmeln sich schon im Trabe so auf die Zügel, meistens allerdings nur auf einen, dafs man fühlt, dafs jede Durchlässigkeit fehlt.

Die Art und Weise, Puller zu halten, richtet sich zu sehr nach dem Gefühl und den Fähigkeiten des

Herr von Schmidt-Pauli auf „Pestilenz“.

Herr von Bachmayr auf „Papi“.



Reiters, sowie den Eigentümlichkeiten des Pferdes, sich den Einwirkungen des Gebisses zu entziehen, als dafs bestimmte Regeln dafür aufgestellt werden könnten.

Dem besten Reiter wird das naturgemäfs am ehesten gelingen, da ihm sein Gefühl der beste Wegweiser für die anzuwendenden Hilfen sein wird.

Kraft, nicht nur der Arme, sondern auch Beine und besonders der Rückenmuskeln ist aber ein Haupterfordernis zum Halten. In der Kraft liegt die Weichheit und Ruhe der Hand. Nur damit, in Verbindung mit viel Routine, wird es in den meisten Fällen gelingen.

Scharfe Zäumungen sind fast immer verkehrt und machen, wenn sie auch anfänglich nützen, das Übel nur schlimmer.

Wenden wir uns also der ersten Kategorie zu, die im Trabe nicht ans Gebifs gehen und durch Heftigkeit, Kopfschlagen und plötzliches Wegbohren andeuten, wessen wir uns im Galopp zu gewärtigen haben.

Gewöhnlich sind dieselben mit leichtem Hals oder schwachem Rücken und Hinterbeinen versehen und werden es uns Dank wissen, wenn wir durch Vornüberneigen des Oberkörpers dieselben entlasten.

Im Rennen oder bei einem guten Galopp kann man das Pferd oft auf diese Art ruhig laufen lassen; in den meisten Fällen wird das Pullen nicht so schlimm sein, als man erwartet hat und nach einigen hundert Metern häufig aufhören. Es ist dies jedenfalls besser, als durch Würgen und Reifsen das Pferd halten zu wollen, was, selbst wenn es gelingt, mit mehr Aufwand

an Kraft desselben verknüpft ist, als wenn man es ruhig galoppieren läfst, wobei man noch dazu an Terrain gewinnt und oft auch die Laune desselben günstig beeinflufst*).

In der Arbeit freilich behandelt man diese Art Pferde anders, denn da man nicht immer schnelle Galopps geben kann, so mufs man versuchen, sie zunächst im Trabe etwas an die Zügel zu bringen, und wenn man vorsichtig angaloppiert hat, die Pace nur so viel zu verschärfen, als man der Möglichkeit, dieselbe wieder zu verkürzen, gewifs ist. Die von Trainern meist gegebene Instruktion: „die Hände heruntersetzen“, ist gänzlich wertlos, denn so können nur überaus kräftige Reiter überhaupt pullende Pferde halten; um dieselben in der Gewalt zu behalten, mufs ja doch der Kopf, natürlich mit den Händen, immer wieder höher genommen werden, besser also man läfst ihn gar nicht zu sehr herunter, was mit „hands down“ unvermeidlich ist; aber die Hände so ruhig als möglich zu halten, sollte man sich einüben.

Wie schon früher bemerkt, sind übrigens manche Pferde dieser Art merkwürdigerweise hinter anderen leichter zu halten, als wenn sie allein bezw. vorn gehen.

Die andere Art von Pullern, die sich meist auf einen Zügel auflegen, sind nur dadurch zu halten, dafs man sie verhindert, den Kopf ganz nach der weichen Seite herumzuwerfen.

Es wird dies ohne Kraftaufwand freilich nicht

---

*) Neuerdings durch die amerikanische Reitweise bestätigt.

abgehen, obschon man auch hier mit dem Gefühl weiter kommt als mit roher Gewalt. Mit der weichen Seite des Maules kann man nämlich wenig machen; man ist also fast ganz auf die feste Seite zum Halten und Lenken angewiesen.

Es liegt auf der Hand, dafs das um so wirksamer geschehen kann, je mehr man sich Gefühl und Nachgiebigkeit erhalten oder angeeignet hat.

Der vornüber geneigte und selbst der senkrechte Sitz wird dabei allerdings nur von aufsergewöhnlich kräftigen und gefühlvollen Reitern beibehalten werden können; die meisten werden genötigt sein, durch Hintenüberlegen des Oberkörpers einen Ausgleich für die fehlende Kraft und durch Annehmen und Nachgeben zu verhindern suchen, dafs das Maul gefühllos wird.

Wenn man das Pferd nicht kennt, welches man im Rennen reitet, so mufs man sich vorher, womöglich bei Leuten, die es geritten haben oder kennen, über dessen Eigenschaften zu orientieren suchen. Manchmal wird man dadurch einen nützlichen Fingerzeig erhalten können. In Flachrennen oder — springt der Puller ganz sicher — auch im Hindernisrennen ist ruhig vorn gehen lassen oft zweckmäfsig, selbst wenn ein Warterennen für die Chancen das beste scheint; man kann ja ganz gut vorn warten, besonders wenn es durch anfängliches Raschgehen gelungen ist, die Mitreitenden über die Pace zu täuschen.

Manche Pferde gehen am besten im Haufen, besonders die auf einem Zügel liegenden, lassen sich auch da eher am Ausbrechen verhindern oder denken über-

haupt gar nicht daran, wenn sie zwischen anderen Pferden sich befinden.

Die meisten Puller aber, besonders wenn sie noch obendrein herzlos sind, was sehr häufig vorkommt, sind weitaus am leichtesten zu halten, wenn man ganz hinten im Rennen geht.

Bisweilen wird es nötig sein, schon am Ablauf allmählich und hinter dem Felde abzureiten, weil sie sich sonst nicht zurücknehmen lassen — der einzige Fall, wo ein Terrainverlust am Start gerechtfertigt ist, aber natürlich nur für längere Hindernisrennen in Betracht kommen kann.

Es ist merkwürdig, wie ruhig dann manchmal ein heftiger Puller hinterhergaloppiert und ohne die sonst übliche Aufregung und Spannung geht und springt, wodurch er natürlich dann zu Ende des Rennens frischer ist und über die letzten Sprünge mehr Energie und Gehlust zeigt, als den Konkurrenten lieb ist, denen er zuletzt an den Kopf geht.

Ein gutes Pferd, welches obengenannte Eigentümlichkeit zeigte, war „Adare“, die bekannte Schimmelstute des Prinzen G. Radziwill.

In England allmählich durch Festhalten immer mehr verdorben, war sie endlich so weit, dafs sie schief und langsam sprang, denn je mehr sie pullte, desto mehr wurde durch Reifsen und Hintenüberwerfen ihr das Abspringen erschwert. Als sie so schlecht lief, dafs es aussichtslos schien, ein Rennen mit ihr zu gewinnen, konnte ich sie endlich erstehen, was längst mein Wunsch war. Darauf kam der Jockey, der sie so malträtiert hatte, — aus Menschenfreundlichkeit —



Herr F. Schmidt-Benecke auf „Zinshahn“.



zu mir, um mir zu sagen, wie diese schwierige Stute geritten werden müfste. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu antworten, dafs ich noch nicht wüfste, wie dieselbe zu behandeln sei, dafs ich aber ganz genau wüfste, wie es nicht geschehen dürfte. Ich glaube kaum, dafs er mich verstanden hat.

In der Tat hatte „Adare“ eigentlich sehr wenig Schwierigkeiten und war, einmal mit der Hand ihres Reiters vertraut gemacht, keineswegs schwer zu reiten, doch nahm ich niemals mit ihr einen guten Start, da sie hinterher geritten viel ruhiger ging und sprang. Mr. W. H. Moore, zweifellos ein vorzüglicher Reiter, konnte sich aber dazu nie recht entschliefsen und hatte daher immer etwas mit Halten zu kämpfen, was für das Temperament der Stute bezw. Wachrufen unangenehmer Erinnerungen nicht zweckmäfsig war.

Nur einmal entsinne ich mich, mit „Adare“ mit einem fliegenden Start abgesprungen, das ganze lange Rennen geführt und leicht gewonnen zu haben; das war im grofsen Berliner Jagdrennen 1885. Dies aber hatte den Grund, dafs gefährliche Gegner im Rennen waren, deren Kondition und Stehvermögen ich anzuzweifeln Ursache hatte, während ich dessen bei meiner Stute, die überdies weniger Gewicht trug, gewifs war.

Ähnliche Pferde wie „Adare“, die ich, unter ähnlichen Umständen in England verdorben, wohlfeil kaufte, waren „Lady Mary II“, „War Cry“, „Lady Tempest“ und andere, die sämtlich unschwer zu korrigieren, schliefslich leicht zu reiten waren und gute Rennen gewonnen haben.

Schwieriger war „Idea“, ein Hengst, der eine so

unbiegsame Hinterhand hatte, dafs er in schneller Pace seine Haltung völlig verlor und für alle Hilfen gefühllos blieb. In England galt er daher für lebensgefährlich und war es auch wirklich. Erst ganz allmählich, nicht ohne längere Pilarenarbeit, wurde er so durchlässig, dafs er in langsameren Gangarten (Jagd) geradezu bequem, im Rennen wenigstens dirigierbar wurde, wenn man ihn nicht völlig sich strecken und am Start allmählich sich in Gang setzen liefs.

Einer der stärksten Puller, die ich geritten, war „Calrossie“, Mutter u. a. von „Casanova“ (der auch pullen kann), eine leichte, heftige Stute, die gerade umgekehrt hinten nicht vernünftig gehen wollte. Da sie aber sehr sicher in schneller Pace sprang, habe ich stets mit ihr geführt und gar nicht versucht, sie zu halten, weil das sie irritierte. Die Rennen, in denen sie lief, wurden daher immer sehr schnell gelaufen; einen Fehler aber hat sie niemals gemacht, obschon sie über die schwierigsten Bahnen Deutschlands gegangen ist. Für einen geübten Reiter war sie vorn keineswegs unangenehm zu reiten, im Gegensatz zu „Adare“, die bequem nur hinten zu reiten war.

Den Gegensatz zu dieser Art von Pferden bilden diejenigen, die aus Faulheit oder Laurigkeit und Herzlosigkeit nicht an das Gebifs herangehen.

Es ist meiner Ansicht nach viel schwieriger, diese Sorte richtig zu behandeln und Sitz und Hilfen herauszufinden, um dieselben an die Zügel zu bringen.

Selbst wenn man es versteht, die vortreibenden Hilfen — besonders Peitsche und Sporen — richtig anzuwenden, so ist es doch lästig und ermüdend, das

fortwährend tun zu müssen, und doch gibt es faule Pferde, die das so gewöhnt sind, dafs sie ohne energische Mittel nicht vorwärts gehen.

Hier ist ein guter Start oft von grofser Wichtigkeit, denn selbst manche sonst keineswegs faule oder feige Pferde neigen dazu, wenn sie hinten gehen, laurig zu werden und — wenn sie dadurch vielleicht noch die ersten Hindernisse lässig gesprungen und Terrain verloren haben — so widerwillig zu galoppieren, dafs sie nicht mehr ins Rennen zu bringen sind.

Sowohl bei Flach- als bei Hindernisrennen mufs man also in der Regel gut abzukommen und durchaus, selbst unter Anwendung von Peitsche und Sporen, das faule Pferd auf dem Platze zu halten suchen, auf dem man reiten will. Sehr oft geht dasselbe allmählich besser, wenn es merkt, dafs der Reiter ernstlich gesonnen ist, die Faulheit nicht zu dulden.

Häufig wird auch das lässige oder laurige Pferd lebhafter und williger, wenn es vorn geht, wenigstens so, dafs es die Nase stets etwas vorn behält; es erwacht dann oft der Ehrgeiz, der durch falsches Reiten, Bummelei oder Mifshandlung erstickt schien. Auch durch Vornüberneigen des Oberkörpers seitens des Reiters habe ich manche derartige Tiere unendlich besser gehen sehen, als es durch alles Einsitzen und vortreibende Hilfen gelang, gegen die sie gleichgültig, wenn nicht gar widersetzlich geworden waren. Fühlen sie aber, wie der Reiter es ihnen bequem macht und sie nicht mifshandelt, so gehen sie mitunter willig und sind gar nicht wiederzuerkennen.*) Die Reiter, die hier immer

*) Neuerdings durch die amerikanische Reitweise bestätigt.

das Richtige zu fühlen und auszuführen verstehen, sind allerdings recht selten.

Herzlose Pferde, besonders solche, die den Endkampf verweigern, werden, besonders im Flachrennen — meistens mit Scheuklappen — gewöhnlich à tout prix vorweg geritten, häufig unter fortwährendem Treiben.

Das halte ich nicht unbedingt für richtig. Erstens macht man dieselben durch übertriebene pace leicht müde und dadurch jedenfalls nicht williger zu energischem Galoppieren, und ferner werden sie trotz Scheuklappen doch ganz genau merken, wenn ihnen die äufserste Anstrengung vor Erreichung des Zieles zugemutet wird und sich derselben um so mehr zu entziehen suchen. Ich habe selbst Pferde geritten, die noch sehr frisch und führend um die letzte Ecke galoppierten, dann aber plötzlich das Gebifs losliefsen und, ohne auf die vortreibenden Hilfen zu reagieren, förmlich darauf warteten, dafs andere ihnen vorbeigingen.

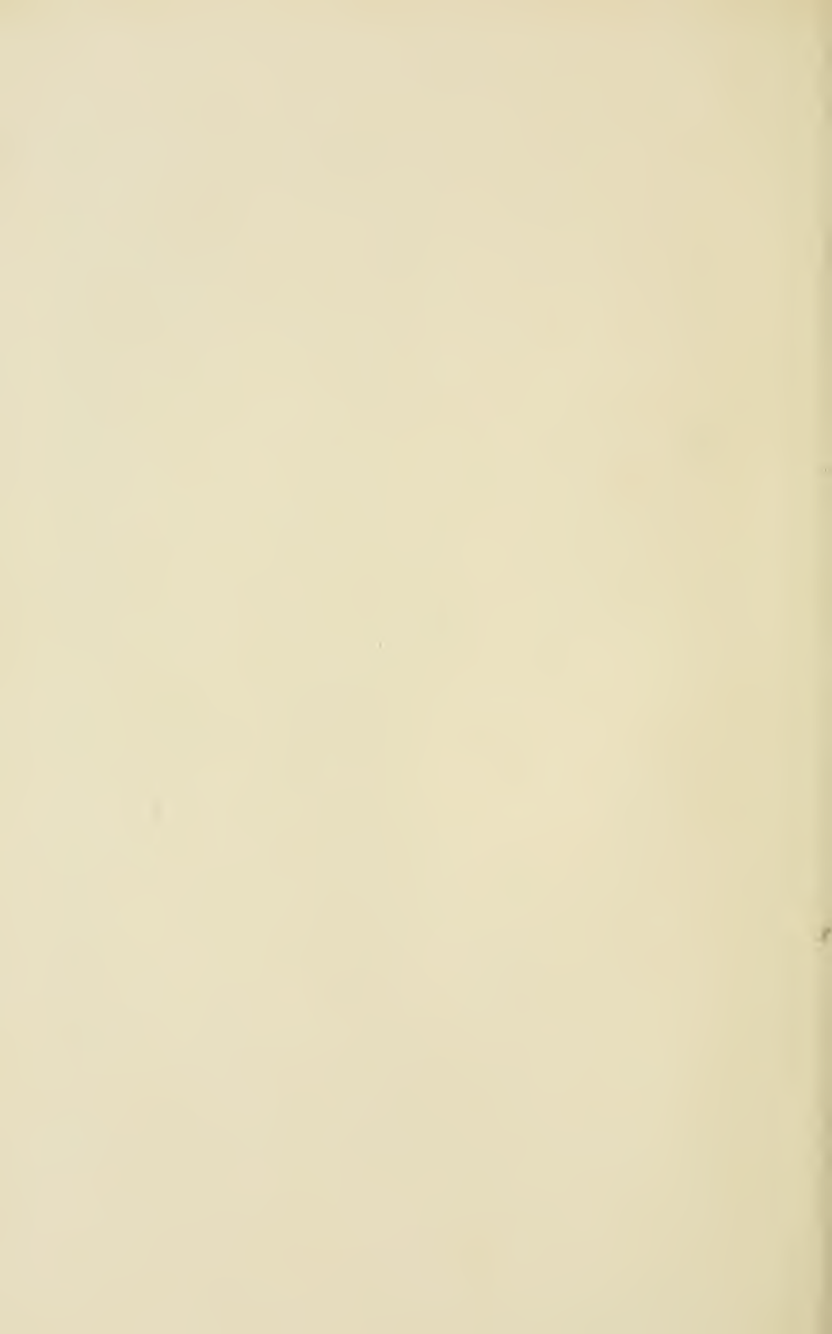
Es scheint mir zweckmäfsiger zu sein, nach einem guten Start derartige Pferde gehen zu lassen, wie es ihnen beliebt, am besten mit einer leichten Anlehnung an das Gebifs auf einem guten Platz im Rennen zu bleiben. Sehr oft bekommen dieselben, besonders wenn sie einer guten Klasse angehören, dadurch Gehlust, dafs sie sich den andern überlegen fühlen. Man sollte dann aber doch das Rennen nicht zu früh forcieren, also nicht ehe man sicher ist, mit diesem einen Vorstofs auch das Ziel zu erreichen.

c) Beim Springen.

Es gibt so leicht zu reitende und so gut springende Pferde, dafs jeder, der auf die Bezeichnung Rennreiter



Herr O. Suermondt und Frhr. von Reitzenstein.



Anspruch erheben kann, imstande ist, dieselben in guter Manier über eine Hindernisbahn zu dirigieren.

Es gehört dazu weiter nichts, als dafs man sich so passiv wie möglich verhält, um das Pferd nicht zu stören.

Der Sitz im Sprunge mufs dem Rennreiter so geläufig sein, dafs er denselben nie verlieren darf, wenn nicht das Pferd einen so groben Fehler macht, dafs der Verlust des Gleichgewichts unvermeidlich wird.

Am richtigsten ist es, wenn man gar keine Veränderung am Sitz des Reiters wahrnimmt, wenn er gegen ein Hindernis geht, vorausgesetzt, dafs letzteres oder das Pferd keine besonderen Schwierigkeiten bietet. Unter gewöhnlichen Umständen empfiehlt es sich, um dem Pferde die Tätigkeit der Hinterhand zu erleichtern, zum Abschwunge derselben das Gesäfs ein wenig aus dem Sattel zu heben.

Jeder Reiter hat aber darin seine eigene Manier und Gewohnheit, und es wäre falsch, wenn er den Sitz anderer nachahmen wollte, die vielleicht eine andere Figur, Kraft und Angewohnheit haben. Aufserdem wird sich der Sitz und das Reiten über Hindernisse überhaupt dem Pferde anzupassen haben und läfst sich schematisch nicht vorschreiben, wie dies bei Gelegenheit der Besprechung über lange und kurze Bügel betont worden ist.

Auch die Art der Zügelhaltung ist Gewohnheitssache und nicht nach militärischem Muster vorzuschreiben; es empfiehlt sich aber, die Zügel so zu fassen, dafs man eine Hand — gewöhnlich die rechte, welche die Peitsche führt — loslassen kann, ohne dafs

eine Veränderung im Maule des Pferdes derart eintritt, dafs man mehr mit einem Zügel wirkt; das könnte zu Ausbrechen, Anreiten oder dergleichen führen.

Im übrigen kommt es nur darauf an, dafs man dem Pferde, schon ehe es sich zum Sprunge hebt, „Luft läfst“, wie der recht unpassend gewählte terminus technicus der Reiterwelt lautet. Es ist darunter nur das zu verstehen, dafs das Pferd durch die Zügel bezw. durch die Hand des Reiters in keiner Weise behindert wird, die Hinterbeine zu gebrauchen und sich im Halse auszustrecken.

In dieser einfachen Vorschrift liegt das Geheimnis, weshalb manche Pferde unter einigen Reitern besser und schneller springen als unter anderen.

Wie das „Luftlassen“ technisch ausgeführt wird, ist an sich gleichgültig; doch ist das richtigste jedenfalls, wenn man die Zügel, soweit es das Pferd verlangt, durch die Finger gleiten läfst, um sie nachher wieder zu verkürzen; es ist dies fast bei jedem Sprunge notwendig, bei dem man sich zum Landen hintenüberneigen, dabei aber dem Ausstrecken der Vorderhand des Pferdes volle Freiheit lassen mufs.

Im Gegensatz zu manchen gegenteiligen Ansichten also glaube ich: Wer nach einem g r o f s e n und w e i t e n Sprunge seine Zügel nicht wieder kürzer zu nehmen genötigt ist, hat in der Regel eher Tadel als Lob verdient, denn er hat höchstwahrscheinlich die Zügel nicht soweit durchrutschen lassen, als zur völligen Streckfreiheit der Vorderhand des Pferdes nötig war.

Hieraus folgt, dafs die Knötchen in den Zügeln



Herr von Graevenitz I und Graf W. Königsmarck.



oder das Zusammenknoten derselben durchaus falsch ist, wenn man springen will.

Bei geringeren Hindernissen genügt allerdings meist schon das Ausstrecken der Arme, dem Pferdekopf und Hals die nötige Freiheit zu geben, da das Zurückbiegen des Oberkörpers beim Landen hierbei gewöhnlich nicht nötig ist.

Selbst bei gröfseren Sprüngen kann man das bei einigen — und nicht den schlechtesten — Reitern beobachten. Am auffallendsten war dies bei dem Major von Kramsta, der infolgedessen oft beim oder vielmehr nach dem Landen nach dem Sprung eine Neigung mit dem Oberkörper nach vorn zeigte. Ob das richtig ist oder nicht, will ich dahingestellt sein lassen; Tatsache ist jedenfalls, dafs fast alle Pferde gern und auffallend gut unter ihm sprangen und er niemals eins im Kreuz verletzt hat.

Nicht hervorragend talentierten Reitern möchte ich aber nicht raten, das nachzumachen, denn Vornüberfallen und Vornüberfallen sind zweierlei und quod licet u .s. w.

Unter der jüngeren Generation von Rennreitern habe ich den vornübergeneigten Sitz, auch im Sprung, in ähnlicher Vollkommenheit nur bei Leutnant Graf W. Königsmarck beobachtet*). In England sieht man dergleichen niemals, und das übertriebene Hintenüberneigen vor, während und beim Landen nach dem Sprung ist da fast durchweg üblich.

---

*) Neuerdings auch bei Leutnant K. v. Zingler, Herrn Schmidt-Benecke, Leutnant v. Bachmayr u. a. S. Tafel.

Im allgemeinen ist es durch die Beschaffenheit der englischen Steeplechasesprünge ja auch gerechtfertigt und bewahrt müde Pferde oft vor einem Sturz. Auch zum Durchflitzen durch den oberen undichteren Teil eines hohen Sprunges ist es entschieden zweckmäfsig, denn es erhöht die zur Perkussion notwendige Spannung und verhindert eine unerwünschte Gewichtsverschiebung zu Ungunsten der Vorderhand.

Anfang der achtziger Jahre ritt ich in Croydon bei London einen sehr gut springenden Hengst „Mambrin“ und fühlte am vorletzten Sprunge, dafs ich das Rennen gewinnen würde. Es war eine einfache, hohe Hecke mit Graben dahinter. Der Hengst sprang etwas früh ab, nicht ganz hoch genug und strauchelte beim Landen; hätte ich hintenüber gesessen, wie es die englischen Reiter taten, so wäre nichts passiert; so aber rifs ich mein Pferd, das obendrein noch mit einem anderen karambolierte, vollends um, indem ich ihm auf den Hals fiel.

Hier war der „Präservativsitz“ gewifs am Platze.

Wenn er aber auch bei den Wassersprüngen — ein bis zwei Fufs hohen Hecken mit flachem Wassergraben dahinter — angewendet wird, wie ich in England vielfach gesehen, so ist das entschieden falsch und zwecklos; ebenso bei Hürdenrennen in der Regel, denn die englischen Hürden sind so schwach und so lose aufgestellt, dafs es einer besonderen Perkussionskraft nicht bedarf, um dieselben zu zerbrechen oder umzuwerfen. Das geschieht auch sehr häufig, aber durch Festhalten des Pferdes und Hintenüberneigen des Ober-

Herr W. von Rosenberg auf „Formosa“.

Herr K. von Zingler und Herr F. Schmidt-Benecke.



körpers vor dem Sprunge werden die Pferde an schnellem und sicherem Springen geradezu verhindert.

Hauptsächlich dadurch erkläre ich mir z. B. folgendes:

Ich kaufte Anfang Dezember 1895 in England einen dreijährigen Hengst „The Little Miller“, nachdem er mehrfach schlecht über Hürden gelaufen war, in öffentlicher Auktion für 30 Lstrl. nach einem Verkaufshürdenrennen. Etwa 14 Tage darauf schon gewann der Hengst ein solches Rennen unter meinem Jockey W. H. Jones, der ihn genau nach meiner Methode ritt, hauptsächlich durch schnelles Springen, gegen 10, darunter recht nützliche Pferde.

Er wurde für 85 Lstrl. gefordert und ist seitdem wieder vier- bis fünfmal in ähnlicher Gesellschaft stets unplaciert gelaufen. Am 22. Februar 1896 ist er endlich nach einem neuen erfolglosen Versuche nach dem Rennen wieder für 40 Lstrl. verauktioniert worden. — Ich führe diesen Fall nur an, weil er der aktuellste ist; ähnliche habe ich schon öfters beobachtet.

Ein sehr charakteristisches Beispiel hierfür war auch „Furley“, ein Pferd, welches bis Mitte der siebziger Jahre in England eine grofse Form gezeigt hatte, dann absolut nicht mehr springen wollte und von dem verstorbenen Herrn O. Oehlschläger angekauft worden war.

Von diesem erstand ich ihn, nachdem er in Hannover nicht über die Bahn zu bringen gewesen, und hatte anfänglich die gröfste Mühe, ihn überhaupt zum Springen über kleine Hindernisse zu bewegen. Allmählich bekam er Vertrauen und ging schliefslich recht gut über ihm bekannte Sprünge. Man mufste aber

ganz vornüber sitzen, denn sobald man das Gegenteil versuchte, blieb er stehen, wahrscheinlich in der Befürchtung, im Rücken inkommodiert zu werden. Aufserdem fürchtete er sich, hinter anderen Pferden zu springen, warum weifs ich nicht, vielleicht war er einmal über ein gestürztes Pferd gefallen.

Wie dem auch sei, mit mir, der ich ihn genau kannte, ging er, stets führend, vorzüglich, vorausgesetzt, dafs er die Bahn kannte, die ich ihm also immer vor dem Rennen zeigen mufste.

Ich gewann mit ihm mindestens 12 Steeplechases, wurde nur zweimal durch Zufall geschlagen; unter anderen Herren und Jockeys lief er inzwischen auch mindestens 12 mal, ohne je zu gewinnen, meistens refüsierend.

So notwendig es also sein kann, bei grofsen Sprüngen auf müden Pferden das Gewicht nach hinten zu legen, um die nachgebenden Muskeln der Vorderhand beim Landen möglichst zu entlasten, so verkehrt ist es unter besonderen Umständen, bei kleinen Sprüngen und bei offenen Gräben, die das Pferd anzieht, um schnell darüber hinwegzukommen; bei letzteren auch noch deshalb, weil jeder Fehler der Hinterhand für das Pferd verhängnisvoll werden kann, wenn der Reiter das Gewicht auf das Kreuz wirft in einem Augenblick, in dem die Hinterhand völlig entlastet werden müfste. Kreuzlahmheiten und Kreuzbrechen kann die Folge davon sein, was in den meisten Fällen hätte vermieden werden können und wenn schon durch völlige „Trennung“ des Reiters vom Pferde.

Man ersieht hieraus, dafs der fühlende Reiter je nach der Verschiedenheit der Hindernisse und der Verschiedenheit des Pferdes seinen Sitz modifizieren, auf eine schwache Hinterhand ebenso wie auf eine schwache oder müde Vorderhand Rücksicht nehmen mufs, und bei etwas Anlage wird es niemandem schwer fallen, das Richtige allmählich herauszufühlen und auszuführen. Vorteilhaft ist es natürlich, wenn die ersten öffentlichen Versuche auf guten Springern unternommen werden. die den Reiter über die Hindernisse tragen, ohne dafs er besondere Rücksichten in Bezug auf seinen Sitz oder auf Eigentümlichkeiten des Pferdes zu nehmen hat.

Die meisten guten Reiter haben im Anfange ihrer Laufbahn solch ein Pferd als Schulmeister gehabt und haben ihr Hauptaugenmerk infolgedessen frühzeitig nur auf das Gewinnen des Rennens zu richten sich gewöhnt, statt auf das Überwinden der Hindernisse.

Ich entsinne mich nicht, ein in dieser Hinsicht besseres Pferd geritten zu haben als des damaligen Majors von Rosenberg „Tricolore", einen sehr gut gemachten französischen Fuchshengst. Derselbe spitzte schon fünfzig Schritt vor dem Hindernis die Ohren, zog dasselbe dann an, wobei man fühlte, wie er sich den Galoppsprung einteilte; es stimmte dann aber auch immer, so dafs er niemals weder zu früh noch zu spät absprang, was nicht nur für die Sicherheit über grofse Sprünge, sondern auch für das schnelle Springen von grofser Wichtigkeit ist.

Der Reiter kann da eben ganz passiv bleiben. und alles geht fliefsend und ohne Kraftvergeudung vor sich.

Leider sind aber nicht alle Pferde so beanlagt und geübt im Springen, und wir müssen uns mit deren Eigentümlichkeiten eben so gut als möglich abzufinden suchen.

d) Die sogenannte amerikanische Reitweise.

Dem aufmerksamen Leser obiger Ausführungen wird der wiederholte Hinweis auf die Vorteile eines vornübergeneigten Sitzes nicht entgangen sein, und da bald nach Erscheinen der ersten Auflage vorliegender Schrift diese Vorteile in weitgehendster und überzeugendster Art durch die sogenannte amerikanische Reitweise bestätigt worden sind, so sei dieselbe hier kurz besprochen.

Es tauchten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zunächst in England einzelne amerikanische Jockeys auf, die mit Rennpferden aus der neuen Welt herübergekommen, durch ihren affenartigen, vermutlich Negerjungen abgesehenen Sitz — mit kurzen Bügeln und Zügeln auf den Hals des Pferdes geneigt — zunächst allgemeinen Spott hervorriefen*).

Als ihre Erfolge, die anfänglich als zufällige betrachtet wurden, sich aber häuften, infolge davon auch von englischen Rennställen Versuche mit ihnen angestellt wurden, bei denen sich auffallende Verbesserungen der Form derartig gerittener Pferde ergaben, da wurden die Gesichter der Spötter, die die englische Suprematie auf diesen Gebieten für unantastbar gehalten, länger und länger.

---

*) S. Tafel.



Unterschied im amerikanischen Reitsitz.
Stern (modifiz. engl.-amerik. Sitz). Reiff (rein amerik. Sitz).



Jockey F. Martin im amerikanischen Sitz.

Jockey Hill im amerikanischen Sitz auf „Kolibri“



Verhältnismäfsig schnell kam man nun zu der Einsicht, dafs die Vorteile der amerikanischen Reitweise doch zu evident seien, als dafs praktische Leute derselben entraten könnten, und schon zu Anfang unseres Jahrhunderts kam es dahin, dafs Jockeys, die die neue Reitart nicht beherrschten, eine den früheren Verhältnissen entsprechende Verwendung nicht mehr fanden; auch auf dem Kontinent überzeugte man sich immer mehr, dafs mit der alten Reitmethode gegen die neue auf die Dauer nicht zu konkurrieren ist, und die Zeit liegt nicht fern, wo wir die letztere allgemein adoptiert sehen werden, wenngleich, wie vielfach in England in einer — besonders was das kurze Zusammenknoten der Zügel betrifft — etwas modifizierten Art und Weise.

In der Tat sind die Vorzüge dieses, allerdings einen fast grotesken Eindruck machenden Sitzens so unbestreitbar, dafs auch die hartnäckigsten Gegner desselben schliefslich genötigt sein werden, dieselben anzuerkennen.

Durch die gröfstmöglichste Verlegung des Schwerpunktes nach vorwärts, durch die Entlastung der — vermöge ihrer Gelenkwinkel — als schlechten Gewichtsträger geltenden Hinterhand, durch die Befreiung des Rückens von jedem die Auf- und Abwölbung erschwerenden Drucke wird dem galoppierenden Pferde eine mathematisch zu berechnende Erleichterung gewährt, die sich auch durch Zeitmessungen nachweisen und demgemäfs in Gewicht ausdrücken läfst.

Als Nachteile des amerikanischen Sitzes liefse sich

allenfalls anführen, dafs starke Puller schwerer zu verhalten, müde Pferde im Endkampf schwer geradeaus zu halten und nicht mit Sporen und Peitsche zur äufsersten Kraftentfaltung zu zwingen sind. Demgegenüber ist aber darauf hinzuweisen, dafs das gewaltsame Verhalten gehlustiger Pferde, selbst wenn es in bester Absicht geschieht, sehr häufig verhängnisvoll wird, dadurch, dafs es eine Kraftvergeudung, oft auch eine Verminderung der Gehlust — gerade im entscheidenden Augenblick — zur Folge hat.

Dagegen wird durch das durchweg gute Tempo im Rennen, das die neue Reitweise mit sich bringt, die Zuverlässigkeit der Prüfung aufserordentlich gesteigert.

Auch wird dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, dafs ein Verderben des Temperaments dadurch seltener, ein Verbessern häufiger wird.

Lässige Pferde scheinen mehr Gehlust, heftige mehr Ruhe, feige — wohl gerade infolge der wesentlich gemilderten „Energie“ der vortreibenden Hilfen (Strafen) mehr Ehrgeiz und Willigkeit im Endkampf zu zeigen.

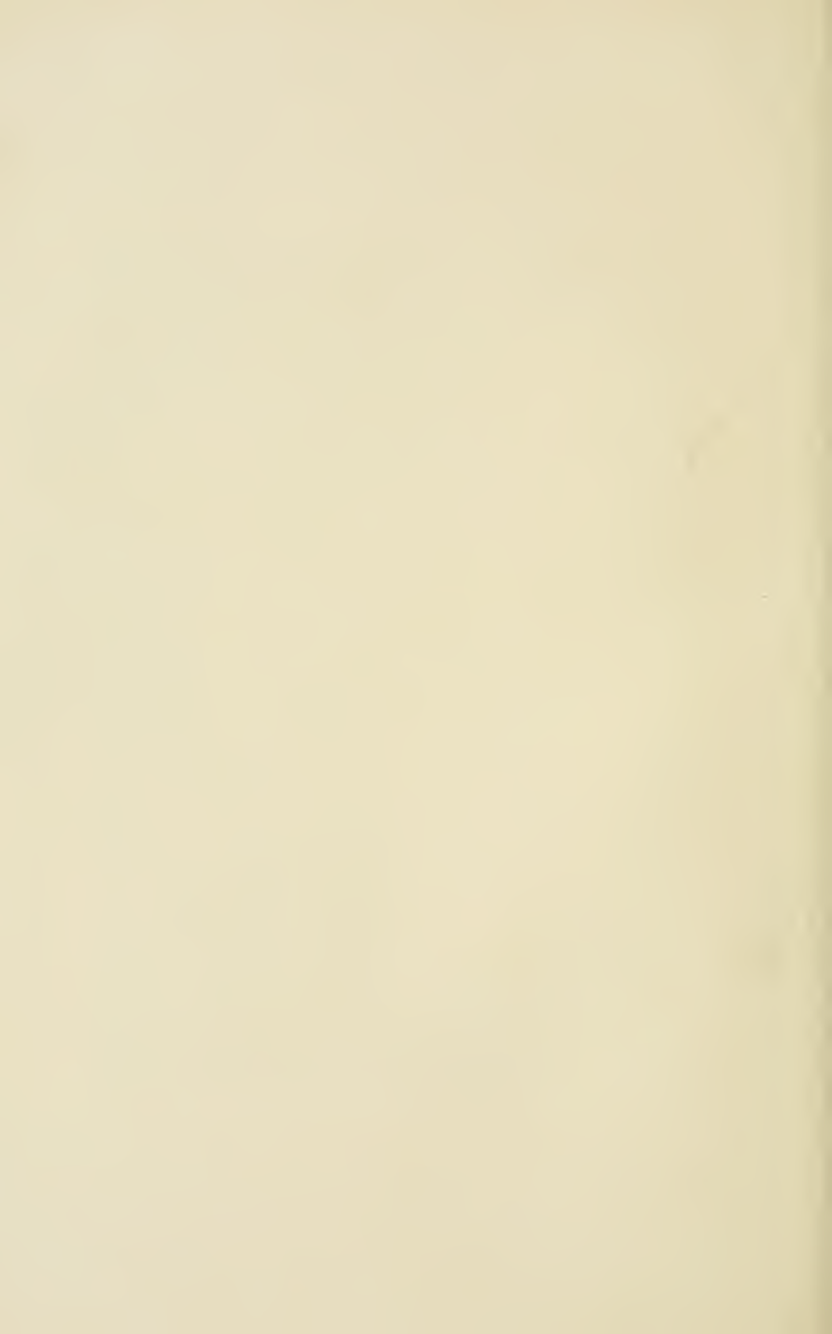
Wenn also zugegeben, dafs die Vorteile des amerikanischen Sitzes vielseitig und zum Erfolge häufig ausschlaggebend sind, so sollten auch die Flachrennen reitenden Herren — jedenfalls die jüngeren — sich die Aneignung desselben angelegen sein lassen, was durch gehörige Übung auch der Mehrzahl gelingen dürfte.

Wer das aus alter Gewohnheit, mangelnder körper-



Umsehen im amerikanischen Sitz.

Aufgenommen mit der S. O. L.-Kamera im 2000. Teil der Sekunde.



licher Gewandtheit oder sonstigen Gründen nicht will oder kann, der sollte wenigstens durch tunlichste Verlegung des Gewichtes nach vorn bei sonst unveränderter Lage der Schenkel und Länge der Bügel der neuen Richtung Konzessionen machen.

Dies gilt natürlich auch vom Hindernisrennen, wo es aber cum grano salis und unter Berücksichtigung des im vorigen Kapitel darüber Gesagten geschehen mufs. Schwerlich wird sich darin noch weiter gehen lassen, als dies jetzt schon von einigen besonders erfolgreichen Herren, wie Graf W. Königsmarck, Herr K. v. Zingler, Herr Schmidt-Benecke, Herr v. Bachmayr u. a., gezeigt wird und wie auch durch die beifolgenden Abbildungen nach Momentphotographien veranschaulicht wird.

Man kann aus den auf französischen Rennbahnen aufgenommenen Bildern ersehen, dafs der amerikanische Sitz, sowohl der ursprüngliche mit kurz zusammengeknoteten als der modifizierte englisch-amerikanische mit längeren Zügeln, gewissermafsen ein Knien auf den Schulterblättern des Pferdes darstellt, wobei der vordere Stützpunkt in den meist ganz kurz gefafsten Zügeln genommen wird; damit dies nicht zu sehr auf des Pferdes Maul einwirkt, werden die Zügel kurz geknotet und der Hals als Stütze benutzt.

Es kann aber auch unter Umständen das Gesäfs mit dem Sattel in Berührung kommen, wie auf der Tafel zu ersehen, wo der Jockey sich umsieht, ob ihm von den folgenden Pferden Gefahr droht, der durch vortreibende Hilfen zu begegnen er sich bereit macht.

Ganz charakteristisch ist im Vergleich damit der auf der Tafel dargestellte alte Rennsitz, der das Körpergewicht nach rückwärts legt, um die Gehlust des Pferdes und ein zu schnelles Rennen zu verhindern. In absehbarer Zeit dürfte er und seine Praktikanten der Vergangenheit angehören. —



Jockeys im alten englischen Sitz.

Auf der Rennbahn im „Bois de Boulogne“ aufgenommen mit der S. O. L.-Kamera im 2800. Teil der Sekunde.



Das Rennen.

a) Aufsitzen.

Wenn die Zeit zum Aufsitzen, das durch ein Glockenzeichen oder durch Aufforderung eines Beamten bestimmt wird, heranrückt, begebe man sich an den Platz, wo das Pferd, welches man reiten will, gesattelt wird, um sich persönlich zu überzeugen, ob alles in Ordnung ist.

Wenn man fremde Pferde reitet, ist jetzt der letzte Moment — wenn es nicht schon früher geschehen ist —, sich vom Besitzer oder Manager Instruktionen über das Reiten und über das Pferd geben zu lassen.

Nachdem man dann also noch Zäumung und Sattelung revidiert und die Bügel annähernd passend hat schnallen lassen, was man sich leicht durch Messen am Arm ausprobieren kann, lasse man sich auf das Pferd hinaufheben. Alle anderen Arten aufzusitzen sind unkorrekt und gehören in die Reitbahn oder in den Zirkus.

Durch die bei Reitpferden allgemein übliche Art des Aufsitzens durch Treten des linken Fufses in den Steigbügel wird ein nicht allzu fest gegürteter Sattel, besonders wenn Bleidecken darunter sind, auf einem

rundleibigen Pferde leicht verzogen, wenn das Gegenhalten des rechten Bügels nicht genau ausgeführt wird; das Hinaufsteigen im sogenannten Stützsprung, das ja als Voltigierübung anerkennenswert und allen Rennstallburschen geläufig ist, ist für leichte Sättel gefährlich; der Sattelbaum kann dabei zerbrechen, besonders wenn der Reiter nicht sehr leicht und gewandt ist.

Man lasse sich also hinaufheben.

Auch das kann allerdings falsch gemacht werden. — Der Reiter stelle sich an die Schulter des Pferdes, welches, falls es bösartig oder sehr unruhig ist, von einem Helfer am Kopf gehalten werden sollte; so kann man weder gebissen noch geschlagen werden. Die linke Hand fafst die Zügel gleich lang, gerade anstehend, ruht auf dem Widerrist und hält die Peitsche auf der rechten Seite des Pferdes, abwärts gerichtet, die rechte Hand wird auf der Mitte des Sattels aufgelegt und als Stütze benützt. Dann biegt man das linke Knie, so dafs der Unterschenkel wagerecht liegt. Der Hinaufhebende hat nun seine Hand unter die Mitte des linken Schienbeines zu legen und den Absprung des Reiters zu unterstützen, mufs also in dem Augenblick hebend helfen, in dem derselbe sich mit dem rechten Bein vom Boden abschnellt.

Er mufs aber diesen Moment abpassen, nicht gleich losheben. Bei ungeschickten Helfern ist es besser, der Reiter zählt und läfst auf „drei“ anheben, wobei er gleichzeitig abspringt. Dann genügt ein kleiner Druck, um so weit gehoben zu werden, dafs das rechte Bein über das Pferd und der Oberkörper sanft in den Sattel

gebracht wird. Es ist merkwürdig, wie häufig diese einfache Manipulation Anfängern, oft durch Schuld des Heraufhebenden, mifslingt; ein ungeschicktes und plumpes Fallen in den Sattel aber bringt schon den ersten Mifsklang in die so wünschenswerte Harmonie zwischen Reiter und Pferd.

Sitzt man im Sattel, so lasse man sich die Bügel auf die Füfse geben, aber nicht mit verdrehten Riemen, nimmt die Zügel in beide Hände, deren rechte die Peitsche hält, mit der Spitze abwärts, und probiert nun durch Treten in die Bügel, ob dieselben die richtige Länge haben.

Dabei kann man das Pferd schon herumführen lassen, denn die Bügel schnallt man sich selbst. Es geht auch wirklich sehr leicht, nur mufs man nicht den Fufs herausziehen, was ich zu meinem Entsetzen oft gesehen habe; man zieht die Schnallenzunge aus dem Bügelriemenloch, tritt sodann in den Bügel hinein, bis die Länge stimmt, drückt die Schnallenzunge in das betreffende Loch und bringt die Schnalle, wenn nötig, wieder an ihren Platz. Das Schnallen — Verlängern oder Verkürzen — der Bügel mufs man überhaupt im Galopp machen können, jedenfalls eventuell aber nach dem Aufgalopp noch manchmal vornehmen, denn die Länge, die man reitet, richtet sich nach verschiedenen Umständen, besonders nach dem Pferde, und das fühlt man erst beim Aufgalopp.

Wer sicher gehen will, nicht einen Bügel während des Rennens zu verlieren, lasse sich nun, um die Fufsknöchel, wie schon früher erwähnt, fadendünne Gummiringe umlegen, die es fast unmöglich machen, einen

Bügel zu verlieren; wenn es aber dennoch sich ereignet, ist es allerdings schwieriger, ihn wieder zu erlangen; aufserdem kann man dadurch die Füfse nicht so leicht aus den Bügeln herausbekommen, was bei einem Sturz sehr wünschenswert ist.

Nunmehr lasse man sich an den Sammelplatz für die Reiter führen, — auf ungezogenen Pferden am Führzügel — oder, wenn man sich verspätet haben sollte, trabe man den Herausreitenden nach und bleibe auch, wenn nicht besondere Gründe dagegen sprechen, stets bei den anderen. Es macht keinen guten Eindruck, wenn ein Reiter hinterherbummelt und vielleicht dadurch die übrigen alle auf ihn am Start warten müssen und ist besonders rücksichtslos, wenn einer derselben auf einem am Start unruhigen Pferde sitzt.

Vorteilhaft ist es, wenn man sich seine Konkurrenten jetzt noch etwas ansieht; manches, was von Nutzen sein kann, wird man da noch bemerken oder erfahren können.

So kann man vielleicht den Eindruck gewinnen, dafs ein sonst gefährlicher Gegner durch starkes Schwitzen, zuviel Fleisch, mageres und schlaffes Aussehen nicht in guter Kondition sich befindet und sich darnach entschliefsen, das Tempo im Rennen anders zu nehmen, als man eigentlich vorhatte. Oder man beobachtet Unarten an einem Pferde, z. B. Schlagen, Steigen, Ausbrechen an der Aufgaloppshürde, die es rätlich erscheinen lassen, sich von dem Betreffenden fernzuhalten, jedenfalls nicht auf die bedrohliche Seite sich danebenzulegen oder dergleichen mehr.

Im übrigen überlege man lieber beim Hinausreiten

nochmals, wie man das Rennen reiten will; speziell bei Jagdrennen überhöre man sich im Kopfe über den einzuschlagenden Weg und die Reihenfolge der Hindernisse und Wendeflaggen, statt dafs man sich mit anderen Dingen beschäftigt oder gar dem auf den Tribünen sitzenden oder an der Barriére stehenden Publikum irgendwelche Beachtung schenkt.

Ist man sicher, dafs das Pferd, welches man reitet, keinerlei Untugenden hat, so ist es nicht nötig, es auf dem Wege nach dem gemeinsamen Sammelpunkt für die Reiter — gewöhnlich vor der Richterloge — von einem Stallmann am Führzügel führen zu lassen; zweckmäfsig ist es aber immer, da man noch irgendwelche Abänderungen an der Sattelung vornehmen wollen oder sonstige Anordnungen zu treffen haben kann.

b) Der Aufgalopp.

Wenn der funktionierende Herr oder Beamte das Zeichen dazu gegeben und die Richtung des Aufgalopps bestimmt hat, so läfst der Führer den Kopf des Pferdes los, und der Reiter hat nun, ohne lange zu warten, aufzugaloppieren. Aufpassen mufs man, dafs das Pferd nicht, sobald es losgelassen wird, von selbst losstürmt oder gar vorher Kehrt macht, denn der Wille des Reiters allein mufs schon jetzt für das Pferd mafsgebend sein.

Es ist also nötig, dafs man das Pferd zwischen „Schenkeln und Zügeln“ hat.

Was das bedeutet, wird wohl den meisten Rennreitern — wenigstens in Deutschland — bekannt sein;

es würde mich auch zu weit führen, hier näher darauf einzugehen.

Die Art und Weise aufzugaloppieren ist keineswegs gleichgültig, und oft wird man hier schon den guten Reiter vom schlechten unterscheiden können.

Der Aufgalopp hat verschiedene Zwecke.

Erstens soll er etwaige Unpäfslichkeit oder Lahmheit des Pferdes entdecken helfen (weshalb man in zweifelhaften Fällen etwas traben sollte), die Lungen und Muskeln desselben in Tätigkeit bringen, etwaige Steifheit der letzteren beseitigen und bei den ersteren zwischen völliger Ruhe und der plötzlichen hohen Tätigkeit im Rennen vermitteln. — In Amerika wird dazu eine halbe Stunde vor dem Rennen ein fester kurzer Galopp gegeben.

Ferner soll der Aufgalopp den Reiter mit dem Pferde bekannt machen und ihm Gelegenheit geben, auf dasselbe, je nach Befund, einzuwirken.

Endlich soll er dem Pferde, welches ja das Rennprogramm und die Propositionen des Rennens nicht kennt, einen Fingerzeig geben, was ihm bevorsteht.

Es gibt eben kurze und lange Flachrennen, Hürdenrennen und Jagdrennen, und viele Pferde sind zu mehreren dieser Art Rennen verwendet worden oder werden es sogar abwechselnd.

Es scheint also nicht mehr wie billig, dafs durch den Aufgalopp dem Pferde zu verstehen gegeben wird, was von ihm verlangt werden soll.

Vor einem kurzen Flachrennen wird man demnach, wenn nicht bestimmte Gründe dagegen sprechen, einen

schnellen Spritzer, vor einem langen einen ruhigen Aufgalopp machen, vor einem Hürdenrennen eine Hürde, vor einem Steeplechase womöglich einen anderen Sprung in denselben hineinlegen.

Natürlich richtet sich das aber nach dem Pferde, und diese allgemeine Regel wird sich oft danach modifizieren.

Habe ich z. B. ein sehr nervöses, heftiges oder ängstliches Pferd oder auch einen aufsergewöhnlichen Puller, so werde ich natürlich, selbst vor einem kurzen Flachrennen, vermeiden, das Tier durch einen schnellen Aufgalopp noch heftiger und nervöser zu machen. — Im Gegenteil werde ich es durch einen ruhigen Aufgalopp, aus dem Trabe entwickelt, zu beruhigen und mit möglichst grofsem Vertrauen zu mir und meiner Hand an den Start zu bringen suchen.

Ja, bei derartigen Pferden, die obendrein noch manchmal herzlos sind, empfiehlt es sich zuweilen, gar keinen Aufgalopp zu machen, oder auch, wenn dieselben eingesprungen sind, selbst vor einem Flachrennen einen Sprung zu nehmen; die Aussicht auf ein Hindernisrennen oder das Nehmen eines Hindernisses lenkt ihre Aufmerksamkeit ab und beruhigt manchmal auf der Flachbahn ängstlich gewordene Pferde ganz überraschend.

Gar zu heftige oder ungezogene Tiere, die unberechenbare Dinge vollführen können, wie Wegbrechen oder Steigen, lasse man lieber direkt vom Sattelplatz zum Start führen, wozu aber vom Vorstand die Erlaubnis eingeholt und der Richter verständigt werden sollte.

Faule und schwer auf die Beine kommende Pferde müssen selbst vor langen Flachrennen oder vor Hindernisrennen durch einen schnell beginnenden, scharfen Aufgalopp aufgeweckt werden, wozu unter Umständen sogar Sporen und Peitsche angewendet werden können.

Obgleich natürlich in einigen Minuten von entscheidender Einwirkung auf das Pferd bezw. Korrektur desselben nicht gerade die Rede sein kann, so ist doch für den geübten Reiter nicht nur eine Beurteilung der Eigentümlichkeiten des Pferdes auf dem Wege bis zum Start häufig möglich, sondern auch in angedeutetem Sinne wohl ein günstiger Einflufs auf dasselbe auszuüben.

Es ist auffallend, wie bei guten Reitern die Pferde schon beim Aufgalopp ein anderes Benehmen zeigen, als bei gefühllosen.

Besonders war dies bei dem verstorbenen Jockey F. Archer zu beobachten, dessen Aufsitzen, Herausreiten und ganzes Benehmen zu Pferde wohltuend von dem manches seiner Kollegen abstach. — Nicht selten ist es ihm gelungen, auch das schwierigste Pferd schon am Start verhältnismäfsig gefügig zu haben. Das war neben seiner grofsen Ruhe, weichem Sitz und wundervollen Hand auch seinem angeborenen unvergleichlichen Reitergefühl zuzuschreiben, dem kaum je ein Pferd unzugänglich bleibt.

Ich möchte hier noch bemerken, dafs, abgesehen von der Unhöflichkeit gegen die Mitreitenden, wenn man sich verspätet, es auch unzweckmäfsig ist, überhaupt als letzter aufzugaloppieren; denn manchmal wird sofort, nachdem dieser angekommen, das Zeichen

zum Ablauf gegeben, ehe also das Pferd sich etwas abgeblasen hat, was dann beinahe bedeutet, dafs man sich das Rennen freiwillig um die Distanz des Aufgalopps verlängert hat.

Der Start.

Von dem Augenblick des Fallens der Starterflagge an gibt es für den Rennreiter keinen anderen Gedanken mehr als das Erringen des Sieges.

Da der Start hierbei besonders in Flachrennen — je kürzer dieselben sind, desto mehr natürlich — eine wichtige Rolle spielt, so müssen wir uns hier etwas näher mit demselben beschäftigen.

Ich sehe hier von all den Fällen ab, die ich schon bei Besprechung schwieriger Pferde erörtert habe und die das Verhalten des Reiters am Start behandeln und gehe nur davon aus, dafs derselbe „gut abkommen will“.

Es ist dies — abgesehen von oben erwähnten Ausnahmefällen — selbstverständlich immer wünschenswert. Am Start verlorenes Terrain mufs ja doch eingeholt werden, und bei kurzen Rennen ist dies oft unmöglich, ohne die Kräfte des Pferdes übermäfsig in Anspruch zu nehmen; ist dasselbe also den Konkurrenten nicht sehr überlegen, so geht das Rennen dadurch entweder verloren oder wird jedenfalls viel schwerer gewonnen.

Daher ist es der Wunsch und das Bestreben aller Reiter, gut vom Start abzukommen; manchen gelingt das merkwürdig oft, manchen recht selten.

Das hat seine guten Gründe.

So lange wir keine brauchbare Startmaschine

haben*), wird das Zeichen zum Ablauf durch einen dazu angestellten Herrn oder Beamten gegeben, und von dessen gröfserer oder geringerer Geschicklichkeit, Geduld, Verständnis und Autorität über die Reiter wird natürlich das Gelingen eines guten Ablaufs in erster Linie abhängen.

Sehr vorteilhaft ist es, wenn der Starter selbst Rennen geritten und ein Urteil über die Eigentümlichkeiten der Pferde hat, so dafs er sich von den Reitern einerseits nichts vormachen lassen, anderseits bei einem wirklich schwierigen Pferde über den Grad der zu nehmenden Rücksicht nicht im Zweifel sein kann.

Sehr erschwert wird demselben aber in Deutschland die Sache erstens durch das System des Startens und zweitens durch mangelnde Strafgewalt über die Jockeys.

In Bezug auf ersteren Punkt befinde ich mich, das weifs ich, in Widerspruch mit einigen Autoritäten im Rennsport.

Meine Ansicht geht dahin, dafs der Starter das Zeichen zum Ablauf zu geben hat, wenn möglichst alle Pferde in gleicher Höhe im Schritt sich dem Ablaufpfosten nähern. Bei uns hat sich aber der sogenannte „fliegende Start“ eingebürgert, der Start aus dem Galopp.

Hierbei versuchen die Jockeys selbständig, wenn es ihnen oder einigen unter ihnen pafst, loszugehen und wenn dies so weit gelungen ist, dafs nicht gerade einer

---

*) Seitdem auf den meisten gröfseren Plätzen für kurze Flachrennen eingeführt; s. später.

oder mehrere stehen geblieben sind, senkt der Starter die Flagge, andernfalls kehren die Jockeys um, sammeln sich wieder, selten allerdings alle an der ihnen vom Starter bezeichneten Stelle, und das Spiel beginnt von neuem. Die Reiter starten sich also quasi selbst, ohne ein Zeichen des Starters abzuwarten, letzterer sanktioniert vielmehr nur durch Senken der Flagge den mehr oder minder gelungenen Ablauf.

Dafs die Aufgabe für den Starter durch diese Art und Weise unendlich erschwert wird, liegt auf der Hand; denn einige Reiter, die nichts unversucht lassen, um durch plötzliches Fortbrechen, dem sich die andern alle oder teilweise anschliefsen (in der Besorgnis, dafs die Flagge fallen und sie zurückbleiben könnten) einen günstigen Start zu erhaschen, suchen auch durch Umkehren, Stehenbleiben und dergleichen zu verhindern, dafs ein Ablauf gelinge, bei dem sie nicht im Vorteil sind.

So bleibt z. B. der eine, der nicht zugeben will, dafs abgelaufen wird, ohne dafs er vorn ist, hinten stehen und tut so, als gelänge es ihm nicht, sein Pferd vorwärts zu bringen; der andere, der vorn ist, stellt sich, als könne er das seinige nicht wenden, wenn die Jockeys wieder zurückgeschickt werden; das nächste Mal bricht er am weitesten fort und zottelt hinter den nun wieder zurückgehenden Pferden her, bis er plötzlich, oft noch vor dem Ablaufspfosten, sein Pferd Kehrt machen und abspringen läfst, als ob es gegen seinen Willen geschähe; schliefslich werden die Pferde wirklich unruhig, der Starter und das Publikum dergleichen, und man läfst

ihm nolens volens seinen Willen. Dadurch werden die anderen Reiter gewitzigt und suchen es das nächste Mal ebenso zu machen, und so erleben wir Szenen am Start, die den geduldigsten Zuschauer, Starter und Reiter zur Verzweiflung bringen können.

Wird ein Jockey seines Verhaltens wegen vom Starter angezeigt, so erhält er allenfalls eine Verwarnung oder eine Geldstrafe, die in keinem Verhältnis steht zu dem Vorteil, der ihm aus dem durch seine Ungehorsamkeit vielleicht gewonnenen Rennen erwachsen, ihm womöglich auch von dem erfreuten Besitzer des betreffenden Pferdes noch mit Zinsen ersetzt wird.

Solange das System nicht geändert wird, werden derartige Vorkommnisse sich stets wiederholen, wenn es einigen Reitern, die Unverfrorenheit genug besitzen, wünschenswert erscheint, andere zu übervorteilen.

Wenn alle Jockeys gleichmäfsig abkommen *wollten*, so wäre das Starten ganz leicht; das sieht man bei Trials und langen Rennen.

Das einzige Mittel, neben strengen Strafen — auf längere Zeit vom Reiten suspendieren z. B. —, diesen Übelständen abzuhelfen, scheint mir, abgesehen von der allmählich beliebt werdenden Startmaschine, der Start aus dem Schritt. Da kann ziemlich jeder die Gewalt über sein Pferd behalten und wenn einer das nicht kann, so ist wenigstens leichter zu beurteilen, ob er simuliert. Früher wurde auch so gestartet, was schon aus der damals üblichen Frage des Starters hervorgeht: „Sind Sie fertig?“ (da sind die Reiter heut schon über alle Berge) und wenn kein Widerspruch

erfolgte, rief er: „Ab!“ und senkte, wenn der Ablauf gelungen, die Fahne.

Freilich werden bei dieser Methode auch einige Reiter etwas besser abkommen als andere; das sind aber die, welche besser reiten und deren Pferde gehorsamer sind, und wenn das belohnt wird, ist es immer noch gerechter, als wenn der Ungehorsam und die Rücksichtslosigkeit triumphiert.

Doch ehe diese Erkenntnis sich Bahn bricht, wird wohl noch einige Zeit vergehen, und bis dahin heifst es mit den Wölfen heulen.

Wenn ich hier auch nicht ungehörigen Manipulationen das Wort reden will, so mufs man doch zu vermeiden suchen, sich von anderen übervorteilen zu lassen.

Da es nämlich immer vorkommen kann, dafs, wenn jemand artig dahin sich gestellt resp. zurückgezogen, wohin der Starter verlangt hat, andere den Moment benutzen, schnell vor ihm abzuspringen, woran er sich, wenn er nicht eventuell stehen gelassen werden will, beteiligen mufs und so Terrain einbüfst, so sollte der junge Reiter sich stets in der Nähe eines gewiegten Jockeys zu halten suchen, von dem er weifs oder merkt, dafs derselbe gut abzukommen wünscht; besser er hält sich an jenen und ahmt alles nach, was dieser tut (vorausgesetzt, dafs er sein Pferd ebenso in der Gewalt hat), als er wird — wie dies Anfängern passiert, die nur auf den Starter achten — von den Mitreitern übervorteilt.

Sehr wesentlich zum guten Abkommen ist aber

auch, dafs der Reiter sein Pferd zwischen Schenkel und Zügel hat, und das geht am leichtesten, wenn man dasselbe in Bewegung erhält. Wer mit losen Zügeln am Start steht und auf das Signal zum Abreiten wartet, der wird stets schlecht abkommen.

Und nicht das allein, sondern er wird, wenn er wirklich „ab“ ist, finden, dafs sein Pferd nicht recht schnell „auf die Beine“ kommt; das kommt daher, dafs es beim ersten Galoppsprung, wobei es sozusagen in die losen Zügel hineinspringt, schon einen Ruck im Maule erhält, der rückwärts, also hinderlich, für die fliefsende Geräumigkeit des Galoppsprunges wirkt.

Hält man dagegen ein auf die Schenkel gehorsames williges Pferd in der Bewegung und so am Zügel, dafs es weniger der antreibenden Hilfen als Aufhören der verhaltenden bedarf, um dasselbe in vollen Schwung zu setzen, so wird man meist gut abkommen.

Das sicherste Mittel nicht zurückzubleiben ist für den Anfänger, wenn er sich stets unter den vorderen Pferden hält und das Gefühl, als wenn er den Ablauf nicht erwarten könnte, seinem Pferd mitteilt.

Manchmal kann man aber auch einen guten — fliegenden — Start dadurch erlangen, dafs man hinter dem Felde sich befindet und, wenn dasselbe in die Nähe des Ablaufpfostens kommt, plötzlich losgaloppiert, als wollte man an den anderen vorbei. Die meisten werden dann mitzureiten suchen, und wenn es einigermafsen angeht, wird der Starter die Fahne senken. Während die anderen erst anreiten, ist man schon in

voller Pace und kann auf diese Art recht hübsch profitieren.

Natürlich wird man dabei nicht auf seinem durch die gezogenen Nummern bestimmten Platz sich durchdrängen können, sondern man mufs aufsen an dem Felde vorbeigehen, wenn sich nicht zufällig eine Lücke bietet, was man von hinten ja sehen kann.

Gewöhnlich wird man sich dann etwas umsehen müssen, um zu sehen, ob die Fahne wirklich gefallen ist; ist man dessen aber sicher, so lasse man sich durch keine etwaigen Zurufe der Mitreiter (die zu spät gegen einen für sie ungünstigen Start remonstrieren) oder des Publikums mehr beirren; man ist in seinem Recht und reitet ruhig weiter.

Mit ruhigen, willigen Pferden ist es nicht eben schwierig, gut abzukommen; anders stellt sich die Sache aber, wenn man auf verdorbene kommt, deren es infolge der Behandlung, die ihnen in der Arbeit und beim Rennen oft zu teil wird, recht viele gibt.

Ganz verrückte Tiere, die in Lancaden losgehen oder auf die vortreibenden Hilfen nicht vorwärts gehen, sondern steigen oder Kehrt machen, lasse man lieber zum Start führen; öffentliche Szenen und Dressurversuche sollten immer vermieden werden. Nur mufs der Mann, den man zum Helfen mitnimmt, gewandt sein und das Pferd weder zu früh noch zu spät loslassen. Das letztere ist sehr häufig der Fall, und dann kann man natürlich einen guten Start nicht erwarten, besonders da, in der Besorgnis umgeritten zu werden, der Helfer sich gern hinter den andern Pferden aufhält. Man mufs eben, wenn man sich nicht auf den

Zufall eines fliegenden Starts von hinten einlassen will, sich lieber in Höhe der ersten Pferde, unter Verzicht auf den etwa durch das Los erlangten besseren inwendigen Platz, aufsen aufstellen, wo dem Führer auch nichts passieren kann.

Die Startmaschine.

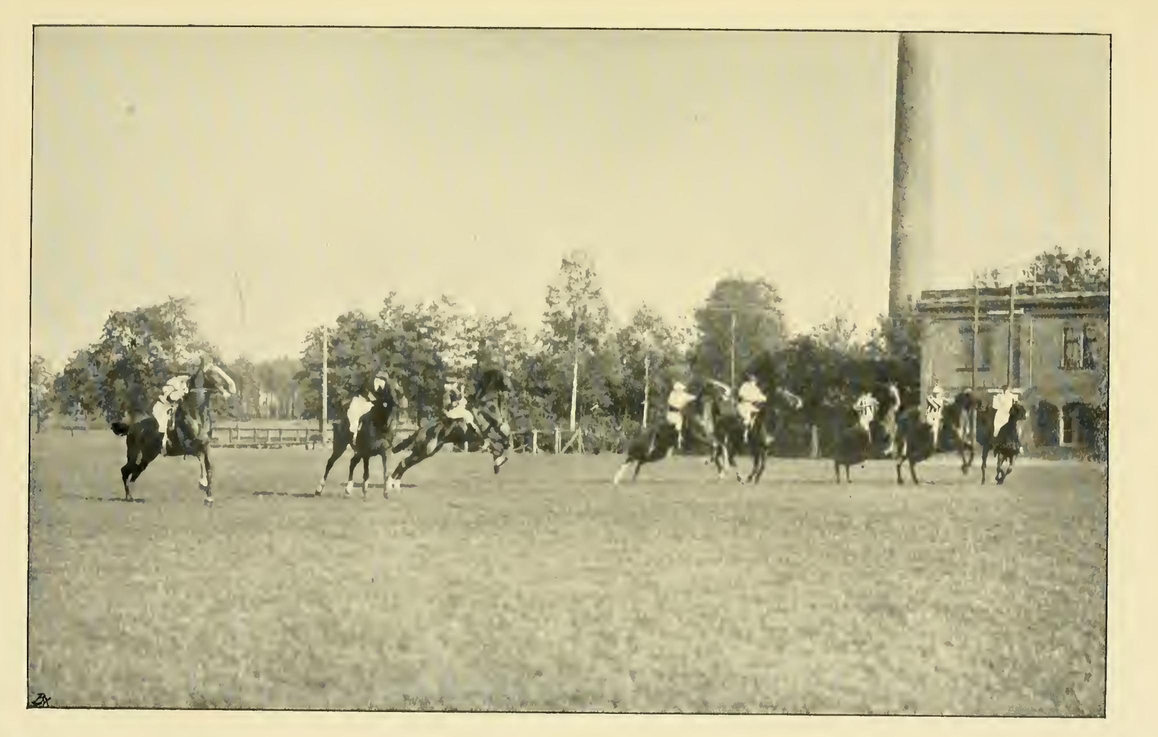
In neuester Zeit ist fast auf allen gröfseren Rennplätzen die von Amerika adoptierte Startmaschine in Aufnahme gekommen.

Über die Konstruktion und Anwendung derselben brauche ich mich hier nicht weiter auszulassen; es sind verschiedene Systeme im Gebrauch, deren Vervollkommnung nur eine Frage der Zeit ist.

Jedenfalls ist man jetzt schon so weit, einen sehr brauchbaren Apparat zu so mäfsigem Preise herzustellen, dafs auch kleinere Rennvereine, die Flachrennen abhalten, die Anschaffung desselben nicht unterlassen sollten.

Zweifelsohne bedeutet die Einführung der Startmaschine einen grofsen Fortschritt im Rennbetriebe, durch die die im vorigen Kapitel erwähnten Übelstände bedeutend reduziert worden. Auf Vollkommenheit und etwa die Aussicht, den Start unabhängig von einer selbständig leitenden Person rein mechanisch auszuführen, kann dieselbe aber natürlich keinen Anspruch machen.

Meines Erachtens kann die Maschine nur als ein sehr wirksamer Hilfsapparat für den Starter betrachtet werden, besonders um den schier unausrottbaren Gepflogenheiten ungehorsamer Reiter zu begegnen, — der Hauptursache mifslungener Abläufe.



Start mit der Startmaschine. „Ab“.



Das oft unmöglich scheinende Versammeln derselben auf einer bestimmten Stelle ist nun ganz leicht zu erreichen und ein gröfserer Ausgleich der Chancen zum Abkommen geschaffen.

Dafs auch gewisse Übelstände mit der Neuerung verknüpft sind, soll nicht in Abrede gestellt werden.

Die Besorgnis aber, dafs Unglücksfälle sich durch Verwicklung in den Strippen der nicht rechtzeitig hochgeschnellten Maschine ereignen könnten, hat sich glücklicherweise als unbegründet erwiesen; doch ist selbstverständlich ein stets gleichmäfsig gelingender Ablauf auch per Maschine nicht zu erreichen.

Das liegt aber — abgesehen von ausnahmsweiser Ängstlichkeit eines Pferdes — hauptsächlich an Ungeschicklichkeit mancher Reiter, mangelhafter Gewöhnung der Pferde und wohl auch an Ungewandtheit des Starters.

Der bessere und geübtere Reiter wird auch bei der Startmaschine im Vorteil sein, insofern als er auch hier die Vorschriften, die im vorigen Kapitel gemacht worden, besser beobachten bezw. ausführen kann, besonders was das Versammeln des Pferdes betrifft.

Auch die Übung der Pferde für das Abspringen hinter der Startmaschine ist von Wichtigkeit, und wo sie richtig gemacht wird, ergibt sich ein schnelles Verständnis derselben für das, was von ihnen verlangt wird.

Manche werden allerdings aus irgend einem Grunde eine Abneigung dagegen zeigen und vor dem aufwärtsschnellenden Apparat nach rückwärts auszuweichen suchen; mit diesen mufs man dann eben möglichst wenig nahe an die Strippe herangehen.

Dies sollte überhaupt, obgleich man es meistens

sieht und auch anderwärts Sitte sein soll, doch, wenn die Startmaschine nur als ein Hilfsmittel für den Starter aufgefafst wird, entschieden vermieden werden.

Es müfste vielmehr m. E. so gemacht werden, wie es bei freiem Start erwünscht ist, dafs die Pferde möglichst in Linie im Schritt auf die Startmaschine losgehen und nun der Starter den richtigen Augenblick erfafst, die Strippen hochschnellen zu lassen, wenn die Pferde 50—10 Schritt von derselben entfernt sind und dann, wenn nicht besondere Gründe dagegen sprechen, die Fahne senkt.

Es dürfte so in den weitaus meisten Fällen ein guter Ablauf gelingen, was bei der bisherigen Praxis häufig nicht der Fall war; denn einmal ist es leichter und von der Veranlagung des Pferdes weniger abhängig, dasselbe aus der Bewegung in Gang zu bringen, als aus den Halten, und dann würde die Furcht mancher Pferde vor den fast ihre Nase berührenden hochschnellenden Strippen nicht mehr störend einwirken.

Verhalten im Rennen.

Wie sich der Reiter nun, nachdem die Fahne des Starters gefallen, zu verhalten hat, wird von Umständen abhängen, von der Instruktion, die er erhalten, oder wie er sich selbst zu reiten vorgenommen, von dem Benehmen des Pferdes und den Mitreitenden.

Sehr wesentlich ist ein guter Platz, sowohl in Flach- als in Hindernisrennen.

Platz im Rennen.

Hat man beim Auslosen der Plätze Nr. 1 gezogen oder ist beim Start sehr gut weggekommen, so kann

man sich denselben meist selbst wählen, wird natürlich im Flachrennen die Innenseite vorziehen, und wenn man nicht führen will, doch nicht zu weit von dem führenden Pferde abbleiben, was schon deshalb angenehm ist, weil man selbst und das Pferd dann nicht so viel Sand, Schmutz oder Staub ins Gesicht bekommt, als wenn man im Rudel reitet.

Oft wird man allerdings genötigt sein, hinten zu bleiben; dann wird man sich aber doch stets so einrichten können, dafs man wenigstens bei den Wendungen sich dicht an den die Bahn bezeichnenden Stangen hält, also jeden Umweg vermeidet. Auf den geraden Linien der Bahn halte ich es aber (aufser wenn man seinen Platz innehalten will) für gar keinen besonderen Vorteil, sich ganz inwendig zu halten, erstens weil man da den ganzen Schmutz des vorangaloppierenden Feldes erhält, sodann weil es sich oft auf der durch vorhergehende Rennen dort aufgerissenen Bahn weniger gut galoppiert als vielleicht 1—2 Meter seitwärts auf der intakten Grasnarbe und aufserdem die Wahrscheinlichkeit, Raum zur Verbesserung seines Platzes zu finden, dort eine gröfsere ist.

Hat man aber seinen Platz vorn oder im Felde an der inwendigen Seite, so wäre es verkehrt, denselben selbst auf der geraden Linie ohne Grund aufzugeben, weil man das schon bei der nächsten Wendung bereuen würde. Man mufs deshalb so dicht an den Stangen galoppieren, dafs man jeden Versuch eines Mitreiters, sich von hinten inwendig einzuschieben, aussichtslos machen kann. Zurufe des letzteren, wie „Platz“, „nicht kreuzen“ und dergleichen lasse man ganz unbeachtet. Anfänger fallen gewöhnlich darauf hinein.

Umgekehrt wird es häufig gelingen, seinen Platz im Rennen dadurch zu verbessern, dafs man jede Gelegenheit wahrnimmt, sich inwendig einzuschieben, sobald man bemerkt, dafs eine Lücke zwischen den voran-galoppierenden Pferden es erlaubt.

Zuweilen wird man das schon ahnen, ehe dieselbe wirklich sichtbar ist, wenn ein oder das andere der vorderen Pferde Zeichen von Nachlassen gibt, also bald zurückfallen wird, oder wenn andere, um die Pace zu verschärfen, nach aufsen sich vorschieben; meist geschieht das in der Nähe der letzten Ecken, und man kann dadurch sehr wohl den recht begehrenswerten Platz an der Innenseite hinter den führenden Pferden erlangen.

Manchmal geht auch der Führende so weit von den Stangen ab, dafs man sich innen hineinschieben kann; da man jedoch stets darauf gefafst sein mufs, dafs derselbe die Absicht merkt und durch Kreuzen zu vereiteln sucht, so kann man das nur dann ausführen, wenn man ein so schnelles Pferd reitet, dafs man dem Vorderen in einigen Galoppsprüngen bis an die Gurten kommen kann. Immerhin bleibt es ein etwas gewagtes Mannöver und sollte nur geschehen, wenn man fühlt, dafs man anders nicht durchkommen kann; denn ganz ohne Karambolage geht es selten ab, oder mifslingt gar, und man mufs dann statt zu profitieren aufpullen und Terrain einbüfsen, von aufsen dann nochmals kommen, um womöglich so ein Rennen zu verlieren, welches man gewinnen konnte.

Beurteilung der Pace.

Die Hauptschwierigkeit für Anfänger liegt in der Beurteilung der Pace; darin sich nie zu täuschen, mufs eben, abgesehen von Übung, auch in persönlicher Beanlagung liegen, denn auch vielen älteren, sonst geübten Reitern geht diese Fähigkeit ab, für den Rennreiter eine der wichtigsten.

Es ist beinahe unmöglich, einem Reiter, der die Pace nicht beurteilen kann, eine richtige Instruktion (Ordre, wie er ein Rennen zu reiten) zu geben; denn durch die Art und Weise, wie das Rennen gelaufen wird, was man nicht vorher wissen kann, wird die Ausführung derselben stets mehr oder weniger modifiziert.

Wenn man genau über die Leistungsfähigkeit eines Pferdes orientiert ist, so wird sich die gröfste Chance, zu gewinnen, dadurch bieten, dafs man diese voll ausnützt; ich meine, dafs das Pferd in dem Moment, wo es den Siegespfosten passiert hat — es sei denn, dafs es leicht gewinnt —, mit seinen Kräften zu Ende ist, nicht früher und nicht später.

Ist es früher fertig, so ist man zu schnell, hat es noch Kräfte disponibel — und gewinnt nicht —, so ist man nicht schnell genug gegangen; dies beurteilen zu können, ist wohl die Haupteigenschaft eines erstklassigen Reiters.

Vollkommen erwerben läfst sich dieselbe, wie gesagt, kaum, obgleich selbstverständlich Übung auch hierin viel ausmacht*).

---

*) Die guten amerikanischen Jockeys haben sich durch die Zeitmessungen in den Arbeitsgalopps eine bewunderungs-

Einen Anhalt, um die Pace zu beurteilen, gewinnt man sowohl durch das eigene Pferd — wenn man dasselbe kennt — als auch durch Beobachtung der anderen Pferde im Rennen.

Wenn das eigene Pferd sehr stark pullt, so ist anzunehmen, dafs das Rennen nicht sehr schnell geht; umgekehrt, wenn dasselbe weniger an die Zügel geht als gewöhnlich, so ist ihm die Pace wahrscheinlich zu stark; ebenso, wenn es öfters die Beine wechselt, und dann ist es nicht geraten, es zu schnellerem Gehen aufzufordern, selbst wenn man weiter abzubleiben genötigt ist, als einem lieb ist; (dies gilt besonders auch für Hindernisrennen, weil ein Überpacen das sichere Springen ausschliefst). Auch läfst gleicherweise die Beobachtung der Pferde der Mitreitenden einen Schlufs auf die Pace zu, die man um so weniger verabsäumen sollte, je weniger man das Pferd, welches man reitet, kennt.

Es liegt auf der Hand, dafs das alles nicht nur Übung, sondern auch ein aufsergewöhnlich feines Gefühl erfordert.

Sehr oft wird man auch durch die Art zu gehen getäuscht, die manche Pferde an sich haben. So wird ein Pferd mit einem sehr raschen aber kurzen Galoppsprung, besonders wenn es nicht pullt, dem Reiter das Gefühl geben, als ginge es sehr schnell, während in der Tat die Pace nur mäfsig ist; umgekehrt läfst ein Pferd mit sehr starker, raumgreifender Aktion, welches

---

würdige Fähigkeit zur Beurteilung der Pace erworben, was einen sehr wesentlichen Faktor ihrer verblüffenden Erfolge ausmacht.

gewöhnlich etwas stark auf das Gebifs drückt, uns glauben, dafs es langsam geht, was man dann nur durch Beobachten der Konkurrenten berichtigt sehen kann.

Ich entsinne mich, einige solche Pferde geritten zu haben; ich glaube eines davon war „Kronos“, ein mächtiger Galoppierer; nur daran, dafs die neben und hinter mir gehenden Pferde entweder nicht pullten oder gar getrieben wurden, konnte ich merken, dafs die Pace, die derselbe ging, eine recht gute sein mufste, ich glaube sogar manchmal zu gut für ihn, denn er ermüdete zuweilen am Schlufs des Rennens, ohne dafs man das Gefühl hatte, als habe er sich überhaupt gestreckt.

Besondere Umstände im Rennen.

Alle verschiedenen Umstände, die im Rennen vorkommen können, und das dabei zweckmäfsigste Verhalten in Betracht zu ziehen, würde nicht möglich sein; nur die am häufigsten vorkommenden seien daher kurz erwähnt.

Angenommen, man hat einen guten Start gehabt, befindet sich an der Tête und hat die Absicht, schnell zu gehen, so kümmere man sich gar nicht um die anderen, sondern lasse das Pferd das Tempo galoppieren, welches ihm pafst und man glaubt, mit ihm durchhalten zu können*). Etwa im letzten Drittel des Rennens, wo die Mitreitenden meist schon den Versuch zum Auf-

*) Das ist auch das Charakteristische an der amerikanischen Reitweise.

schliefsen machen werden, drehe man sich vorsichtig um, doch womöglich nicht an einer Biegung und ohne dabei einen Zügel — den der Seite, nach der man sich umwendet — mehr wirken zu lassen (wodurch das Pferd seitwärts gelenkt werden könnte)*). Sieht man sich schon nahe bedrängt und fühlt sein Pferd noch frisch, so setze man noch mehr Dampf auf, um das Einholen den anderen zu erschweren. Sobald man aber trotzdem erreicht wird, treibe man nicht sofort zu sehr, um zum Endkampf etwas Kräfte übrig zu haben. Gewöhnlich wird man dann demjenigen gegenüber im Vorteil sein, der die Kräfte seines Pferdes schon, um den Führenden zu erreichen, über Gebühr in Anspruch hat nehmen müssen.

Hat man einen schlechten Start gehabt und hat die Absicht, zu führen, so kann man diese nicht gleich ausführen, ja wird unter Umständen, besonders wenn das Rennen schon sowieso sehr schnell geht, ganz darauf verzichten müssen. Jedenfalls darf verlorener Boden nur allmählich gut gemacht und das Tempo nie stärker gewählt werden, als man bestimmt bis zum Schlufs durchhalten kann. So soll man sich auch niemals darauf steifen, vorn zu gehen, wenn dieser Platz einem von einem schnelleren Pferde streitig gemacht wird und man ihn nur durch zu starkes Forcieren der Pace erlangen kann; man reitet dann höchstwahrscheinlich seinem Pferde „den Kopf ab“ und wird sicher zum Schlufs von einem, der ruhig ge-

---

*) S. Tafel.



Endkampf von Jockeys im Karlshorster Handicap zu Hoppegarten.



wartet hat, bis die Führenden ihr Pulver verschossen, geschlagen.

Wenn man ein langsames Rennen braucht, so wird man dies manchmal gerade dadurch erreichen, dafs man zu Anfang sehr schnell geht und, wenn man einen gewissen Vorsprung hat und die Mitreitenden glauben, das Rennen solle sehr schnell werden, allmählich langsamer wird. Häufig werden die letzteren das Nachlassen der Pace erst so spät gewahr, dafs der Zweck erreicht und wenigstens ein Teil des Rennens langsam war.

Einen Vorteil in einem sehr langsamen Rennen, etwa wo niemand führen will, kann man zuweilen auch durch plötzliches ganz schnelles Losgehen erreichen; ehe die langsam galoppierenden Pferde zur Verfolgung in Schwung gesetzt werden, kann man einen entscheidenden Vorsprung erreicht haben.

Endkampf oder Finish.

Wenn ein Pferd im Rennen aus Faulheit oder beginnender Müdigkeit nicht mehr so schnell geht, wie der Reiter für nötig hält, um den Siegespfosten zuerst zu erreichen, so mufs es zu gröfserer, eventuell zur äufsersten Kraftanstrengung aufgefordert werden.

Da das gewöhnlich erst zu Ende des Rennens eintritt, so nennt man diese Phase desselben Finish (Endkampf).

Nicht mit Unrecht hält man dies für eine der schwersten Aufgaben für den Rennreiter, und wir sehen sehr viel junge uud auch ältere, sonst recht gute Herren-

reiter, die es darin niemals zu einer gewissen Perfektion bringen.

Es liegt dies wohl hauptsächlich daran, dafs denselben hierin weder eine fachmännische Anleitung noch eine ausreichende Übung zu teil wird, wie sie jeder professionelle Reiter sich zu verschaffen weifs. Von diesen würde eben keiner öfters Ritte erhalten, wenn er sich gar so dilettantenhaft zeigte, wie dies bei vielen Herrenreitern der Fall ist. Man drückt eben bei letzteren hier in Deutschland*) ein Auge zu, selbst wenn ein Rennen augenscheinlich durch Mangel an Jockeyship „verschustert“ worden ist.

Da aber das rein Technische des Finishreitens fast von allen Jockeys erlernt wird, so sollten auch Herren, ehe dieselben sich öffentlich zeigen, wenigstens einige Fertigkeit darin sich angeeignet haben.

Wie ich schon in einem früheren Kapitel bemerkt habe, läfst sich durch Übung auf Reitpferden oder Ponys schon recht viel lernen; denn die vortreibenden Hilfen bleiben ziemlich dieselben, gleichviel auf was für ein Pferd sie angewendet werden.

Theoretisch stellt sich die Sache folgendermafsen dar:

Zunächst hört das Pferd, welches ermüdet oder läfsig wird, auf zu pullen, kommt hinter den Zügel; will der Reiter also das Tempo beibehalten oder verschärfen, so ist er genötigt vorzutreiben.

Er mufs das Pferd durch geeignete Hilfen dazu zu

---

*) In England weniger, wie die nichts weniger als schmeichelhafte Kritik einer englischen Sportzeitung über das Reiten eines deutschen Herrn dort im Winter 1896 beweist.

Endkampf zwischen „The Villain“ und „Floh II“
in der IX. Berliner Internat. Steeplechase zu Karlshorst.

Graf F. Königsmarck auf „Skate“.



bringen suchen, an das Gebifs heranzugehen, sich zu strecken.

Es liegt auf der Hand, dafs das nicht von vorn nach hinten, sondern nur von hinten nach vorn geschehen mufs, d. h. der Reiter darf die fehlende Anlehnung nicht durch Annehmen der Zügel wiederherzustellen suchen, weil das verhaltend auf die Hinterhand und verkürzend auf den Galopp wirkt, während die Hinterhand vorgetrieben und eine Streckung des Pferdes angestrebt werden mufs.

Es ist das so selbstverständlich, dafs es kaum zu begreifen ist, wie lange Jahre hindurch und zum Teil noch jetzt das Hauptbestreben mancher Reiter darauf gerichtet sein konnte, im Finish „den Kopf festzuhalten“ *).

Durch diese fixe Idee, glaube ich, haben mindestens die Hälfte unserer älteren Herrenreiter niemals das richtige Gefühl beim Finishreiten herausfinden können.

Gewifs mufs man unter gewissen Umständen und bei gewissen Pferden den Kopf festhalten, das sind aber Ausnahmen; jedenfalls sind dadurch, wie ich glaube, mehr Reiter verdorben und mehr Rennen verloren worden als durch das „Kopf-loslassen“, was natürlich als Regel auch nicht richtig ist.

Ganz besonders veranlagte Jockeys, wie F. Archer, haben allerdings gerade dadurch im letzten Galoppsprung manches Rennen gewonnen, aber wer sein Pferd nicht unter allen Umständen durch Sitz und Beine

---

*) Durch die amerikanische Reitweise ist die Verkehrtheit dieser Methode praktisch bewiesen worden.

zusammenhalten und geradehalten kann, der lasse sich darauf lieber nicht ein.

Das richtigste ist jedenfalls, dafs man das Pferd durch vortreibende Hilfen am Zügel zu erhalten resp. an die Zügel zu bringen sucht, aber niemals der Streckung nach vorn, die man durch Treiben erreicht, durch die Hand oder falschen Sitz entgegenwirkt. Darum sollte auch der letztere nicht „hintenherunter“ gewählt werden, wie vielfach empfohlen wird, sondern, nach Umständen, gerade oder gar nach vorwärts geneigt, um dem Pferde die Verlegung seines Schwerpunktes dahin zu erleichtern*).

Zum Treiben gebrauche der Anfänger Arme und Beine; erst wenn er es zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht hat und es sonst für das Pferd pafst, greife er zur Peitsche.

Durch das Gebrauchen der letzteren verlieren nicht nur viele Reiter manches Rennen, sondern erlernen sogar dadurch das richtige Treiben überhaupt niemals.

Unsere besten Finishreiter, sowohl Herren wie Jockeys, reiten verhältnismäfsig selten mit der Peitsche, weil sie wohl wissen, wie schwierig das ist; Anfänger sieht man gewöhnlich damit herumfuchteln.

Das erste, was man tun mufs, um ein Pferd am Zügel zu erhalten, welches sich dahinter verkriechen will, ist eine gewisse, der Galoppbewegung des Pferdes angepafste Bewegung der Hände, wodurch man das

---

*) Die Richtigkeit auch dieser Ansicht ist durch die amerikanische Reitart bestätigt worden.

auseinanderfallende Pferd zusammenhalten kann, ohne dasselbe festzuhalten.

Diese Bewegung darf aber nicht in ein Herauf- und Herumfahren der Arme oder kreisförmige Drehungen derselben ausarten, sondern besteht nur in einer hebenden Bewegung der Fäuste, die, je nachdem das Pferd rechts oder links galoppiert, von links nach rechts oder umgekehrt ausgeführt wird, und demselben die Erhebung der Vorhand erleichtern und das Verkriechen hinter die Zügel erschweren soll.

Bald wird man dazu noch die Schenkel zu Hilfe nehmen müssen, die, vom Kniegelenk abwärts beweglich, zunächst an den Gurten klopfend dem Pferde zu verstehen geben sollten, dafs die höchste Anstrengung seiner Kräfte von ihm gefordert wird*).

Wenn man darauf fühlt, dafs das Pferd dieser Aufforderung entspricht, so hat man weiter nichts zu tun, als fortzufahren und dasselbe möglichst wenig zu inkommodieren, halte sich aber bereit, bei dem geringsten Nachlassen die Unterschenkel nachdrücklicher zu gebrauchen. Bleibt die gewünschte Wirkung aber aus und man hat Sporen, so lasse man durch einen oder mehrere kurze Stiche dicht hinter dem Gurte das Pferd dieselben fühlen. Das Haupt-

*) Ein grofser Vorteil der amerikanischen Reitweise liegt auch darin, dafs man zur Ausführung vortreibender Hilfen keiner Sitzveränderung bedarf; wer aber nach alter Art mit gestreckten Beinen im Bügel stand, wird diesen Sitz schon, wenn das Pullen des Pferdes aufhört, um so viel mehr, wenn er vortreiben will, aufgeben müssen, also nicht jede Störung so vermeiden können wie der moderne Jockey.

augenmerk ist nun darauf zu richten, das Pferd gerade zu halten, denn jetzt ist der Moment, wo dasselbe seitwärts zu drängen sucht, um sich der letzten, höchsten Anstrengung zu entziehen.

Wie schon oben erwähnt, gebrauchen manche sehr gute Finishreiter die Peitsche wenig oder gar nicht; es gibt aber Pferde, die ganz vorzüglich darauf reagieren, und schon deshalb sollte jeder Rennreiter wenigstens verstehen, sich derselben zu bedienen.

Zunächst erfasse man die Peitsche, die weder zu lang noch zu biegsam sein darf, mit der rechten Hand und lasse das Pferd dieselbe sehen, indem die Bewegung des Schlagens angedeutet wird. Manche Pferde ziehen schon darauf, und es wäre verkehrt, dann wirklich eine Tracht Prügel folgen zu lassen.

Andere aber können einige tüchtige Hiebe vertragen und geben mehr darauf her als auf Sporen.

Diese schlage man also in kurzen Reprisen mit einem scharfen Hieb dicht hinter dem Gurt (Anfänger schlagen meist zu weit nach hinten und verletzen die Weichteile), bis man die Wirkung als Anspannung aller Kräfte des Pferdes fühlt, worauf natürlich sofort durch Aufhören der Strafe die Belohnung folgt; denn nichts Widersinnigeres gibt es wohl, als ein Wesen, das alles tut, was in seinen Kräften steht, zu mifshandeln. Freilich mufs man eben fühlen, ob das der Fall ist und das ist nicht gerade leicht.

Wenn man schon überhaupt die Peitsche gebraucht, so mufs man auch im stande sein, dieselbe mit beiden Händen zu führen.

Erstens hat man häufig rechts ein Pferd so dicht



Endkampt zwischen „Bastard“ und „Lotte“ in der II. Internat. Steeplechase zu Karlshorst.



neben sich, dafs kein Raum zum Gebrauch der Peitsche bleibt, zweitens kommt es nicht selten vor, dafs feige oder ermüdete Pferde vor der rechts gebrauchten Peitsche nach links drängen oder gar wegbrechen. Dadurch verliert man natürlich gerade im entscheidenden Momente mehr oder weniger Terrain.

Wer die Peitsche nicht links gebrauchen kann, tut da natürlich am besten, mit Händen und Beinen das weichende Pferd wieder gerade zu dirigieren und von jedem weiteren Gebrauch der Peitsche abzusehen; geübte Jockeys aber werden durch Anwendung der letzteren auf der linken Seite diese Wirkung zu erzielen suchen. Solche werden auch zuweilen in Hindernisrennen durch Gebrauch der Peitsche am Kopf oder Schulter des Pferdes ein Ausbrechen desselben zu verhindern im stande sein, auch einen laurigen Springer damit zum schnelleren Überwinden von Sprüngen zu veranlassen verstehen.

Das alles sind aber Ausnahmen und erfordern so viel Verständnis und Übung, dafs dem Anfänger entschieden davon abzuraten ist.

Es ist zuweilen ungemein schwierig, ein mehr und mehr ermüdendes Pferd im Kampf durch das Ziel zu bringen, und es gehört dazu nicht nur Kraft, Übung und grofse Energie, die sich dem Pferde mitteilt und es veranlafst, selbst nicht nachzulassen, bis der Siegespfosten erreicht ist, sondern auch die Fähigkeit, genau zu beurteilen, wie weit die Kräfte des Pferdes reichen werden, um mit ihnen hauszuhalten und für den letzten Moment immer noch etwas übrig zu haben. Dann aber darf und mufs auch das letzte herausgeholt sein,

und von dem Jockey, der das versteht, sagt man mit Recht, „er wisse genau, wo der Siegespfosten steht“.

Verhältnismäfsig leicht und dankbar wird diese schwierige Aufgabe, wenn man energische, richtig für ihren Beruf erzogene Pferde von grofsem Herzen reitet, die quasi von selbst kämpfen und auf denen es genügt, die treibenden Hilfen sozusagen nur andeutungsweise zu geben, um sie zur gröfsten Kraftanstrengung zu bewegen.

Am häufigsten findet man diese für ein Rennpferd unschätzbare Eigenschaft gerade bei etwas lässigen Pferden und solchen von harmonischem Gebäude und natürlicher Haltung, also Pferden von Klasse und ohne Schwierigkeiten. Ich erinnere nur an „Dorn“, „Cesario“, „Nickel“, „Wellgunde“, „Fenelon“, „Orcadian“. Das Vergnügen, auf solchen Pferden sich im Finishreiten zu üben, wird allerdings Amateuren selten zu teil; ich sage Vergnügen, „denn es ist ehrenvoll und bringt Gewinn“.

Besonders für den Herrensport werden nur zu häufig schon aus pekuniären Gründen solche Tiere ausgewählt, die für die Flachbahn entweder zu schlecht oder im Temperament verdorben sind; verdorben werden sie aber gröfstenteils nicht durch das Ausreiten überhaupt, sondern durch nutzloses Ausreiten, was man leider häufig genug sieht.

Wie sollte auch einem Pferde das Herz nicht gebrochen werden, wenn es von einem gefühllosen Reiter bis zur Grausamkeit gestraft wird, wenn es sein Bestes hergibt oder hergegeben hat und von überlegenen Gegnern geschlagen wird. Einigemal läfst es sich das wohl gefallen, schliefslich mufs ihm aber der Instinkt sagen,

dafs es nutzlos ist, seine Kräfte bis aufs äufserste anzuspannen, da es trotzdem gemifshandelt wird. Anfänglich wird das sich dadurch äufsern, dafs es immer energischerer Hilfen und Strafen bedarf, um sich anzustrengen, schliefslich aber wird es um so weniger hergeben, je mehr es geprügelt wird. Da wird dann zu Scheuklappen, Schnaps, Kastration und dergleichen die Zuflucht genommen, was aber alles auf die Dauer nicht hilft. Das Pferd ist eben ein unverbesserlicher „Verbrecher“ geworden und wird verkauft.

Manchmal erhält dasselbe durch lange Ruhe, ruhige Behandlung, öfteres Reiten ohne Strafen und in untergeordneter Gesellschaft oder, wenn es Anlage zum Springen hat, durch Hindernisrennen den verlorenen Mut wieder, aber rechnen kann man nie darauf, und ein solches Tier zu Rennzwecken zu kaufen, bleibt immer ein Risiko.

Mehr als anderswo gibt es in Frankreich, auch für Hindernisrennen, derartige unbrauchbare Tiere, und ich schreibe das dem Totalisator zu und dem wenig sportverständigen Massenpublikum, welches daran wettet. Dieses vermutet in jedem Jockey, der nicht — selbst ein geschlagenes Pferd — mit Peitsche und Sporen reitet, einen Betrüger, und um nicht von der erbitterten Menge eventuell selbst Prügel zu kriegen, mifshandelt er lieber sein Pferd. Daher wohl haben so unverhältnismäfsig viele in Frankreich gelaufene Pferde die übelsten Eigenschaften, die es gibt, z. B. werden vor den Hindernissen oder an den vom Sattelplatz fortführenden Wendungen der Bahn trotz aller vortreibenden Hilfen kürzer, bis sie ganz stehen bleiben.

Ich erinnere an „Sancoins“, „Wilna“, „Niquet“; diese taten das sogar in der Arbeit.

Solche Pferde wieder zum Galoppieren, Springen und Kämpfen zu bringen, ist eine höchst schwierige und undankbare Aufgabe, an die sich junge Reiter gar nicht heranwagen sollten. Sie riskieren nicht nur ihren Ruf als Rennreiter, sondern auch die Lust zur Sache selbst überhaupt zu verlieren.

Mufs man aber herzlose Pferde im Rennen ausreiten, so wird man mit den üblichen Hilfen nichts ausrichten und mufs es eben auf andere Art versuchen, z. B. durch Vornübersitzen, Vornewegreiten*), Zureden und Ganz-stille-sitzen; häufig sieht man ja unter einem anderen Reiter, also anders als gewöhnlich geritten, ein widerwilliges Pferd auffallend gut gehen.

Wenn man auf solchen Pferden überhaupt in den Endkampf kommt, so ist es am besten, selbst auf die Gefahr hin, vom Publikum falsch beurteilt zu werden, keinerlei Strafen anzuwenden, um dasselbe zum Strecken zu bringen; manchmal ist es so erstaunt darüber, dafs es von selbst wieder Lust zum Laufen zu bekommen scheint. Das Pferd ist im Grunde ja ein ebenso dummes als gutmütiges Tier. So sah ich z. B. einmal, wie ein Fuhrknecht sich vergeblich bemühte, durch Peitschenhiebe ein Pferd zum Ziehen einer schweren Last zu veranlassen; als er aus Müdigkeit aufhören mufste, es zu schlagen, zog das Pferd von selbst an.

Auf jeden Fall mufs im Finish eines Rennens die Strafe aufhören, sobald sie ihren Zweck erreicht hat,

---

*) Wie es die amerikanischen Jockeys tun.

d. h. ein Pferd sein Bestes hergibt, was man fühlen mufs, und auch sobald sie keinen Zweck mehr hat, d. h. wenn man das Rennen doch nicht gewinnen kann, was man auch fühlen mufs. Im ersteren Falle verdirbt man nur seinem Pferde das Temperament, und im letzteren strengt man es aufserdem noch zwecklos an.

Dasselbe gilt natürlich von einem Kampfe um einen Platz, wenn man denselben zu erringen der Mühe wert erachtet.

Die abfällige Kritik unverständiger Zuschauer kann man gelassen hinnehmen, derentwegen sollte man sich kein Pferd verschlechtern, und gewöhnlich geben spätere Ereignisse dem schonenden Reiter recht.

Im Jahre 1880 ritt ich in Hannover „Grofsfürstin“ in einem Flachrennen über 2000 Meter gegen „Harmonium“ und „Kronos“. Ersterer war, wenn er gehen wollte, ein sehr gutes Pferd, und unter dem verstorbenen Freiherrn von Langen ging er stets besser als unter Jockeys. Aufserdem war „Grofsfürstin“ die Distanz zu weit, über die sie schon tags vorher unter Prinz Hatzfeldt von „Harmonium“ um 30 Längen geschlagen worden war. Diesmal trug sie allerdings zehn Pfund weniger und hielt sich auch recht gut zu „Harmonium“, doch war es ihr im Einlauf nicht möglich, näher als bis an seine Gurten zu kommen. Ich prügelte also weiter nicht und wurde um $^3/_4$ Längen geschlagen; der Favorit „Kronos“ war 25 Längen dahinter. Ich weifs, dafs von mehreren Seiten gesagt wurde, ich hätte gewinnen können, wenn ich die Stute „mehr angefafst“ hätte.

Das war wohl auch die Ansicht ihres Trainers,

wenigstens ritt er die Stute entsprechend tags darauf über 1200 Meter, ihrer besten Distanz. Sie wurde nicht nur von „Andante“, sondern auch von dem höchst mäfsigen „Katarakt“ — ich kann wohl sagen zu meiner Genugtuung — um 15 Längen geschlagen, da sie nach den ersten Peitschenhieben jeden Kampf verweigerte.

Fehler der Anfänger.

Wer gut genug reitet, um zu wissen, was er in einem Rennen falsch gemacht hat, der wird aus allen Fehlern eine Lehre und eine Nutzanwendung ziehen, folglich sich stets vervollkommnen. Aber auf das Urteil und den Tadel von Zuschauern ist ein besonderes Gewicht nicht zu legen; es kritisiert sich so leicht von der Tribüne aus, und am abfälligsten tuen es meist diejenigen, die selber gar nicht oder schlecht Rennen geritten haben.

Darauf hört man am besten gar nicht hin, während man durch Besprechung mit routinierten älteren Rennreitern über manche Vorkommnisse im Rennen sich belehren kann.

Die gewöhnlichsten Fehler, die von Anfängern gemacht werden, sind: schlecht beim Ablauf wegkommen, Umwege machen, falsche Hilfen im Endkampf und falsche Beurteilung der Schnelligkeit des Rennens.

Nur über letzteres mögen hier nochmals einige Worte folgen, da die andern Punkte anderwärts genügend erörtert werden, auch mehr Übungssache sind.

Es kommt oft vor, dafs der Anfänger sich von seinem Pferde täuschen läfst, indem es dem Reiter den Eindruck gibt, als könnte es nicht schneller gehen,

während der Abstand von den vorderen Pferden schon gröfser ist, als ihm lieb ist. Er denkt dann leicht, dafs die Pace zu stark ist und dafs dieselbe gegen Ende des Rennens durch die Müdigkeit der anderen nachlassen würde, dafs diese, wie man sagt, „zu ihm zurückkommen“ werden.

Sehr oft irrt man sich aber darin und zwar um so mehr, je kürzer das Rennen ist und merkt den Irrtum erst, wenn man sein Pferd ernstlich zum Gehen auffordert und nun näher herankommt; die Pace ist aber nun wirklich zu schnell geworden, das verlorene Terrain ist nicht mehr gut zu machen, und das Rennen ist „verschustert“.

Fast ebenso fehlerhaft ist natürlich das „zu früh Kommen“. So wie man bei dem zu späten Kommen die Kräfte des Pferdes unterschätzt und dadurch das Rennen verloren hat, so resultiert das zu frühe Kommen meist aus einer Überschätzung des Stehvermögens des eigenen gegenüber dem oder den Gegnern. Besonders trifft das bei Pferden mit aufsergewöhnlicher Schnelligkeit auf wenige hundert Meter zu.

Da kann man gar nicht lange genug — je nach der Pace natürlich näher oder weiter vom Führenden ab — warten, wenn man sicher sein will, mit dem plötzlichen Vorstofs das Ziel zu erreichen.

Wenige Galoppsprünge zu früh oder im umgekehrten Falle zu spät genügen oft, um ein knappes Rennen zu verlieren, welches hätte gewonnen werden können.

Nach solchem Rennen wird der Reiter, der seinen Irrtum einsieht, nur bedauern, dasselbe nicht noch ein-

mal reiten zu können. Dasselbe gilt überhaupt von vielen Rennen, die nur ganz knapp verloren werden. Bei etwas veränderter Taktik hätten dieselben vielleicht gewonnen werden können; sich darüber klar zu sein, setzt schon eine gewisse Anlage und Selbsterkenntnis voraus.

Manches Rennen kann auch, von Anfängern besonders, dadurch verloren werden, dafs man dasselbe möglichst knapp gewinnen will, wozu schon eine recht grofse Praxis gehört; nichts ist gefährlicher als das vorzeitige Anhalten am Ende eines anscheinend schon gewonnenen Rennens, weil es sehr schwer ist, ein Pferd im Notfall dann wieder in Schwung zu bringen, es also leicht selbst von einem ganz inferioren Gegner, dessen Reiter dies auszunützen versteht, geschlagen werden kann.

Für den Anfänger ist es entschieden ratsam, lieber zu weit als zu knapp zu gewinnen, wenn auch natürlich ein weiteres Ausreiten eines Pferdes, wenn das Rennen schon gewonnen, d. h. alle anderen geschlagen sind, überflüssig und sehr unschön ist.

Um dies aber zu beurteilen, mufs man sich, vorn reitend, öfter umsehen, was gar nicht unbedenklich für Anfänger ist und an und für sich schon ein Rennen kosten kann. Denn während man sich nach einer Seite umsieht, kann auf der anderen ein Pferd kommen, welches man gar nicht oder zu spät bemerkt.

Am ehesten läfst sich das knappe Gewinnen ausführen, wenn man auf schnellem Pferde ein Warterennen reitet, erst gegen Ende des Rennens sich nach vorn schiebt und nun neben dem oder den gefährlichsten Gegnern galoppierend fühlt, wie viel man gegen dieselben „in Hand“ hat.

Je überlegener das eigene Pferd ist, desto knapper kann man gewinnen. Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, erst im letzten Augenblick um einen Hals zu gewinnen, aber nur dann, wenn ich mit „Pfunden in Hand“ gewann, meines Pferdes sicher war und keine Überraschung eines dritten zu befürchten hatte.

Empfehlen möchte ich dies aber nur geübten Reitern auf sehr überlegenen Pferden.

Rückkehr zur Wage.

Ist der Siegespfosten nun passiert, so beginnt man allmählich mit rückwirkenden, hebenden Anzügen das Pferd anzuhalten.

Dies mufs um so vorsichtiger geschehen, je ermüdeter, „ausgepumpter“ das Pferd ist. Die Gefahr, demselben an Sehnen und Gelenken Schaden zu tun, ist infolge der Ermüdung der Muskeln sehr grofs, und Fehltritte beim Anhalten oder Umkehren können bedenkliche Lahmheiten im Gefolge haben.

Man mache die Kehrtwendung also niemals, ehe das Pferd nicht vollständig zum Schritt auspariert ist, ja wenn es sehr ermüdet ist, lasse man es lieber einen Augenblick still stehen, ehe man wendet; ist dasselbe sehr lahm, so sitze man ab und führe es selbst zur Wage zurück.

Gewöhnlich ist der Wärter des Pferdes zur Stelle, um es gleich nach der Kehrtwendung zurückzuführen; die Zügel kann man dann ganz loslassen.

Das Zurückwiegen sollte man niemals versäumen, wenn die Möglichkeit da ist, dafs durch Disqualifikation der vor uns eingekommenen Pferde ein Platzpreis

erreichbar werden könnte. Jedenfalls lieber einigemal zu viel, als einmal zu wenig.

Den Rückweg zur Wage benutze man dazu, das Vorderzeug vom Sattel loszuschnallen, was beim Absatteln unnütz aufhält. Jedenfalls wende man seine Aufmerksamkeit dem Pferde zu und vom Publikum ab, wodurch man auch das Entgegennehmen von Ovationen, Kritiken oder faulen Bemerkungen desselben vermeidet. Gratulationen sind auch vor dem beendeten Zurückwiegen nicht am Platze, denn durch falsches Gewicht oder irgend einen Protest kann ein Rennen demjenigen abgesprochen werden, der das Ziel als erster erreicht hat.

Wird ein solcher Protest wegen Vorgängen im Rennen eingelegt, so lasse man sich auf keinerlei Zank ein, der zur Rechtfertigung doch nichts beiträgt; vielmehr suche man sich glaubwürdiger Zeugen zu versichern, auf deren Aussage hin schliefslich meist entschieden wird. Ist man im Unrecht, so gestehe man das lieber gleich ein, selbst wenn man im Zweifel ist, ob es nachgewiesen werden kann.

Das ist einmal korrekt gehandelt, und man vermeidet dadurch aufserdem Weitläufigkeiten aller Art.

Hürdenrennen.

Die Hürdenrennen sind eigentlich, eine sachlich schwer zu rechtfertigende Einrichtung auf dem Turf.

Sie sind offenbar erfunden worden für Pferde, die nicht gut genug waren, um Flachrennen, und nicht gut genug springen konnten, um Jagdrennen zu gewinnen. Da sie aber einmal existieren, so müssen wir uns hier kurz damit befassen.

Im allgemeinen gelten mit einigen Modifikationen die Vorschriften hier auch, die auf das Reiten von Flachrennen Bezug haben.

Nur wird es weniger auf einen guten Platz im Rennen ankommen, als darauf, dafs man freie Fahrt vor sich hat, so dafs das Pferd die Hürden rechtzeitig sehen kann.

Gute Hürdenspringer, d. h. solche, die dieselben im fliefsenden Galoppsprung überwinden, können dann mitunter fabelhaft rasch und weit springen und dadurch andere Pferde schlagen, die ihnen auf der Flach- oder Steeplechasebahn überlegen sein würden.

Sie springen eben schon dann ab, wenn der nächste Galoppsprung sie, falls er nicht verkürzt wird, zu nahe an die Hürde heranbringen würde, also oft einen vollen Galoppsprung früher, als der Reiter vermutet, vorausgesetzt, dafs sie nicht durch falsche Hilfen daran verhindert werden. Da heifst es mit den Zügeln nachgeben, damit das Pferd nicht behindert wird und weit genug springen kann, um nicht an der Hürde hängen zu bleiben.

Das Hintenüberlegen hat hier auch keinen Zweck und erhöht die Sicherheit des Landens keineswegs; denn ein so weiter Sprung hat naturgemäfs einen sehr geringen Elevations- und Senkungswinkel, so dafs eine besondere Entlastung der Vorhand durch den Sitz des Reiters unnötig ist, ja sogar durch Verschiebung des Schwerpunktes hemmend auf den gleichmäfsig geräumigen Galoppsprung wirkt.

Da Schnelligkeit im Springen ein Hauptfaktor zum Erfolge in Hürdenrennen ist, so mufs diese Eigenschaft

eines Pferdes auf jeden Fall ausgenutzt werden, selbst wenn man ein Warterennen reiten soll; d. h. man soll das Pferd, welches die Hürde anzieht, um dieselbe schnell zu überwinden, niemals daran verhindern, sondern passiv bleiben. Nach dem Sprung kann man ja wieder das Pferd zurückzunehmen versuchen.

Sollte man gegen Ende des Rennens zum Treiben genötigt sein, so höre man damit jedenfalls auf, wenn man in die Nähe einer Hürde kommt; denn wenn ein Pferd, besonders wenn es müde wird, beim Abspringen gestört wird, so ist die Chance, dafs es einen Fehler macht oder ganz hinfällt, sehr grofs.

Dann ist aber das Rennen erst recht verloren.

Faule Pferde kann man aber gründlich aufmuntern, wenn es gegen die letzten Hürden geht, damit sie nicht durch Lässigkeit Fehler machen oder Terrain verlieren; wenn aber der Augenblick kommt, in dem sie abspringen sollen, enthalte man sich aller Hilfen auch bei solchen.

Man hüte sich, mit müden Pferden zu dicht an der inwendigen oder gar äufseren Flagge zu springen, denn die Verführung ist für dieselben zu grofs, sich durch Vorbeilaufen die Anstrengung des Springens und des Endkampfes zu ersparen.

Jagdrennen.

Während die Hürdenrennen gewöhnlich auf der Flachbahn gelaufen werden und in Bezug auf Pace, Distanz und Art und Weise des Reitens von Flachrennen weniger abweichen, wird sich die letztere je nach dem Terrain, den Sprüngen, der Distanz im Jagdrennen modifizieren. Es wird weniger auf einen



Koppelrick mit Graben in Karlshorst. Gruppierung eines Feldes im Jagdrennen.



guten Start ankommen, denn es geht selten so schnell, dafs man sich seinen Platz nicht auch ohne diesen wählen könnte; bei Pferden, die sich schwer aus dem Felde zurücknehmen lassen und in diesem zu heftig und unbequem gehen, wird man sogar bisweilen gut tun, einen schlechten Start zu nehmen, wenn man allein reiten will.

Auf staubigen Bahnen wird man dann schon deshalb etwas zurückbleiben, um nicht im Staube springen zu müssen, wo weder Rofs noch Reiter die Hindernisse ordentlich sehen können; da aber der Wind gewöhnlich den Staub nach einer Seite treibt, so mufs man sich möglichst auf der Windseite halten, wo die Luft am schnellsten wieder rein ist.

Bedenklich aber ist das zu weite Abbleiben mit Pferden, die mattherzig sind oder allein weniger gut springen; man läuft da Gefahr, überhaupt nicht wieder in das Rennen hineinzukommen, wovor schon anderwärts gewarnt wurde.

Auf welchem Platze ungefähr man in einem Jagdrennen zu reiten hat, wird also auf das Pferd, die Distanz des Rennens, das Terrain und die Pace ankommen.

Die richtige Beurteilung derselben ist hier allerdings nicht von so grofser Wichtigkeit als in Hürden- oder gar Flachrennen; besonders deshalb glaube ich, dafs das letztere das schwerste zu reiten bezw. zu gewinnen ist, und rate daher Anfängern, sich erst in Steeplechases und in Hürdenrennen eine gewisse Übung zu verschaffen, ehe sie sich an das Reiten von Flachrennen heranwagen.

Es macht aufserdem keinen guten Eindruck, wenn junge Leute, denen das Reiten über Hindernisse entschieden mehr Spafs machen sollte, auf der Flachbahn debütieren, wenn nicht bestimmte Gründe dafür vorliegen.

Ich habe auch noch niemals aus solchen Herren etwas Ordentliches werden sehen, wer als Amateur die „Nerven“ nicht hat, über Hindernisse zu reiten, der sollte das Rennreiten überhaupt lassen.

Aber „revenons à nos moutons“.

Wenn auch richtige Beurteilung der Pace in Jagdrennen weniger ins Gewicht fällt, so wird der Anfänger sowieso — wenn er nicht etwa durchaus vorn oder hinten gehen mufs — gut tun, sich auf einem guten Platz unter den vorderen Pferden oder bei einem erfahrenen Reiter auf einem guten Springer zu halten; ein solcher wird im Felde jeder Steeplechase meist zu finden sein, und es empfiehlt sich, denselben vor dem Rennen um die Erlaubnis, seinen Spuren — aber nicht auf Vordermann — eventuell folgen zu dürfen, zu bitten.

Es ist das schon deshalb zweckmäfsig, weil etwaige für den jungen Reiter nicht geeignete Taktik des älteren oder Eigentümlichkeiten seines Pferdes dabei zur Sprache kommen und die Absicht des ersteren dadurch als mifslich event. sich erkennen lassen wird.

Auf einem leicht zu reitenden und gut springenden Pferde ist es nun wirklich nicht schwer, eine gute Rolle im Rennen zu spielen, wenn man den Zweck desselben, das Gewinnen, nie aus dem Auge verliert. Dazu gehört vor allen Dingen, dafs man den nächsten

Weg reitet, und zwar kommen hierfür hauptsächlich die Wendungen in Betracht, deren es auf manchen Bahnen recht viele und scharfe gibt.

Wendungen.

Es ist nicht unter allen Umständen zweckmäfsig. die Wendungen stets hart an der dieselben bezeichnenden Flaggenstange zu nehmen, obgleich man, wenn man inwendig galoppiert und seinen Platz nicht aufgeben will, durch die äufseren Pferde so mit herumgenommen wird, dafs das unvermeidlich ist. Nur lasse man sich nicht zu dicht an die Fahne herandrängen. denn wenn man Pech hat, kann man dieselbe dadurch umreiten oder wenigstens zerbrechen, was zu Protesten führen mufs.

Hat man aber Raum genug, so empfiehlt es sich. die Wendung schon vorher einzuleiten, wozu es nötig ist, ein wenig auszuholen, und zwar um so mehr, je schärfer die Wendung ist, wodurch man allerdings etwas Boden verlieren wird; derselbe bringt sich aber nachher doppelt wieder ein, denn derjenige, der das tat, befindet sich nach vollzogener Wendung früher in der neuen Direktion als die Konkurrenten, die es unterliefsen, und profitiert dadurch mehr, als er vorher verlor.

Im Haufen der Pferde wird dies sich allerdings auch ohne einen Pull nicht ausführen lassen, wenn man Behinderung vermeiden will, aber, zumal gegen Ende eines scharfen Rennens kann derselbe vielleicht gerade zur Auffrischung des Pferdes für den Endkampf von günstiger, ja ausschlaggebender Wirkung sein.

Manche Bahnen sind so angelegt, dafs man nicht geradeaus gegen alle Sprünge kommt, wenn man den nächsten Weg reiten will. Es ist aber jedenfalls praktischer, lieber ein wenig auszuholen, um senkrecht gegen das Hindernis anzureiten, als schräg zu springen; die Verführung zum Ausbrechen ist für die meisten Pferde sonst doch zu grofs. Den Reitern, die das riskieren wollen, möge man sich nicht an die gefährliche Seite legen, damit man nicht mit herausgenommen werden kann; lieber einen Pull geben, die Wendung beizeiten hinter den anderen ausführen und dann gerade gegen das Hindernis gehen.

Ein absichtliches Schrägspringen ist nur dann anzuraten, wenn man auf einem ganz sicheren Pferde sitzt, das Hindernis — besonders der Weite nach — nicht sehr beträchtlich ist oder etwa nach demselben eine Wendung auszuführen ist. Da kann es allerdings sehr profitabel werden, wenn man die betreffende Wendung schon etwas vor dem Sprunge einleitet, so dafs man schräg in die neue Direktion hineinspringt; diejenigen, welche die Wendungshilfen erst zu geben anfangen, wenn das Pferd sich noch in dem Schufs nach dem Sprunge befindet, werden die Wendung meist nur in gröfserem Bogen, also unter Terrainverlust, ausführen können.

Auf einem bequem gehenden, wendigen Pferde wird das noch nicht so erheblich sein, aber auf einem sturen Puller kann der Umweg dadurch sehr grofs und die Chancen, zu gewinnen, begraben werden.

Stets falsch ist es mit einem Zügel wenden zu wollen, dazu gehören beide und Gewichtshilfen; und

es gibt so willige und wendige Pferde, dafs sie sich durch letztere allein schon wenden lassen; manche gehen sogar in ihrem Eifer darin zu weit und sind schwer zu verhindern die Wendung, die ja meist mit einer Fahne bezeichnet ist, so knapp zu nehmen, dafs diese umgeritten oder umgerissen werden kann, besonders, wenn sich noch ein Pferd am Kopf des ersteren aufsen befindet, dessen Reiter auch scharf herumkommen möchte. Mir ist dadurch einmal ein sicher zu gewinnendes Rennen verloren gegangen.

Es war im Jahre 1885 in Hannover, wo die bekannte Schimmelstute „Adare“ die Wendung hinter der Steinmauer um eine Flagge, die zum Schutz (?) mit einem kastenartigen Verschlag umgeben war, so knapp nahm, dafs sie selbst oder mein Oberkörper mit diesem in Kollision und wir beide heftig zu Fall kamen.

Eigentümlichkeiten der Pferde beim Springen.

Schon gelegentlich der Besprechung von Sitz und Hilfen des Rennreiters beim Springen habe ich von Eigentümlichkeiten der Pferde beim Springen gesprochen, auf die der fühlende Reiter eingehen mufs, wenn nicht die Sicherheit und Schnelligkeit des Sprunges leiden soll.

Alle Pferde können nicht so vollkommen veranlagt und geschult sein, dafs die vollständige Passivität des Reiters genügt, um Fehler fast unmöglich zu machen.

Wir müssen uns also auch mit solchen zurechtfinden, die schwieriger zu reiten sind und deshalb unter verschieden guten Reitern auch verschieden sicher und schnell springen.

Ein sehr häufiger, bei sonst gut zum Springen veranlagten Pferden vorkommender Fehler ist das Schiefspringen.

Da ich in dieser Abhandlung mich nicht über Korrektur verdorbener Pferde zu äufsern habe, so betrachten wir hier nur die Art und Weise, sich zu benehmen, wenn man auf solchen Tieren Rennen zu reiten genötigt ist.

In vielen Fällen wird es nicht nötig sein, den Versuch zu machen, das Pferd zum Geradeausspringen zu veranlassen; denn eine Angewohnheit resp. Untugend läfst sich plötzlich doch nicht beseitigen, und meistens wird das Pferd durch die bezüglichen Hilfen im Sprunge gestört und wird denselben ungeschickter und langsamer ausführen als sonst.

Freilich mufs man sicher sein, dafs das Schiefspringen nicht so weit geht, dafs man aufserhalb der Flagge springt oder gar ausbricht. Man lasse also auf der gefährlichen Seite so viel Raum, dafs dieser Fall nicht eintreten kann. Einem anderen Pferde sich so zur Seite zu legen, dafs man es quasi als Fang benutzt, kann ich nicht empfehlen; denn abgesehen davon, dafs viele Pferde nach anderen hängen, also das Übel noch verschlimmert werden kann, ist die Möglichkeit einer Kollision beim Landen so grofs, dafs die eigene sowohl als des Mitreitenden Sicherheit unnötig gefährdet wird.

Man halte sich also lieber etwas allein, gehe gegen die Mitte der Hindernisse und ziehe unter keiner Bedingung die Nase des Pferdes nach der entgegengesetzten Richtung, also nicht nach der linken Seite,

wenn man das nach rechts — nicht nach der rechten Seite, wenn man das nach links Springen verhindern will. Mit beiden Zügeln und Schenkeln das Pferd geradeaus zu halten suchen ist das einzige, was helfen kann.

Beabsichtigt man ein Rennen auf solchem Pferde zu führen, so gehört es sich, dafs man die Mitreitenden spätestens vor dem Start von der Angewohnheit desselben in Kenntnis setzt, wodurch ein Accident vermieden werden kann.

Anfang der achtziger Jahre ritt ich einen englischen Steepler sehr guter Klasse des Baron Cramm, der die Angewohnheit, schief — halbrechts — zu springen, im höchsten Mafse hatte. Sobald man ihn daran verhindern wollte, sprang er schlecht und langsam; ich liefs ihn also gewähren und bemerkte mit Vergnügen, wie es bei jedem Sprunge besser wurde, so dafs er zuletzt ziemlich gerade gehend das Rennen gewann.

Ein sehr häufiger Fehler bei nicht vollkommenen Springern ist auch das zu früh oder zu spät Abspringen eine Folge fehlender Übung oder Geschicklichkeit, sich den Galoppsprung einzuteilen.

Der Engländer nennt dies „chance his fences“.

Ob dieser Fehler zu einem Sturze führt, wird sehr oft von dem Benehmen des Reiters abhängen, besonders in ersterem Falle, dem zu früh Abspringen.

Hält derselbe das Pferd zu fest, was an und für sich schon zum Früh-Abspringen führen kann, so verhindert er dasselbe so weit zu springen, dafs es nicht am Hindernis hängen bleibt und verliert nebenbei seinen Sitz gewöhnlich so, dafs er ein strauchelndes

Pferd vollends umreifst, wenn er sich nicht gar von demselben trennt.

Wenn man sich also durch das frühe Abspringen hat überraschen lassen, so ist es durchaus nötig, dem Pferde den Kopf so frei zu geben, dafs es sich völlig mit der Vorhand ausstrecken kann; dann wird es selten fallen.

Am auffallendsten sah ich dies den damaligen Major von Rosenberg auf Porto über den Mühlbach (Hürde mit 14-füfsigem Wassergraben mit steilen Rändern) in Baden ausführen.

Der Hengst behandelte den Sprung als Hürde und sprang zu früh ab; in der Luft sah er das Wasser unter sich und streckte sich so weit als irgend möglich nach vorn, um den jenseitigen Rand zu erreichen. Rosenberg rührte sich nicht im Sattel, liefs aber die Zügel bis aufs Ende durch die Finger gleiten und der Hengst fafste — scheinbar nur mit einem Fufs — den festen Boden. Wer es anders gemacht hätte, wäre gefallen.

Unangenehmer noch ist die Angewohnheit, zu spät abzuspringen, die man bei lässigen oder alten Pferden, welche einen anstrengenden Sprung vermeiden wollen, nicht selten findet.

Sind dieselben mit einer guten Schulter versehen und gut routiniert, so werden sie sich immer noch zu helfen wissen, meistens durch Schiefspringen, was man in diesem Falle gestatten, eventuell sogar veranlassen mufs.

Andernfalls bleibt auch hier als einzige Hilfe das Nachgeben der Zügel, damit die Hinterhand Freiheit

genug gewinnt, die Erhebung der Vorhand auch unter einem ungünstigen Winkel zu bewirken.

Bei manchen Pferden, die aus Lässigkeit zu dicht an das Hindernis heranlaufen, hilft auch oft ein Zuruf oder eine Strafe, z. B. ein Sporenstich am oder vor dem Gurt im richtigen Moment, d. h. kurz ehe der letzte Galoppsprung, der vom Übel ist, angesetzt wird.

Junge, gesunde Pferde, die oft zu spät abspringen, werden meiner Erfahrung nach selten zuverlässige Steeplechaser, und man besteige sie lieber nicht mehr in solchen Rennen.

Überhaupt kann ich Anfängern, selbst wenn sie sich üben wollen, vom Reiten notorisch schlechter Springer nur abraten. Was sie dabei lernen können, steht in keinem Verhältnis zu dem, was sie riskieren; aufserdem verdirbt man sich auch die Nerven und verlernt es, seine Gedanken auf das Gewinnen — den Zweck der Sache — zu konzentrieren, wenn man bei jedem Sprunge auf ein Accident sich gefafst machen mufs und dasselbe zu verhüten trachtet.

Das Fallen.

Wie aus obigem hervorgeht, läfst sich das Stürzen durch Übung und Vorsicht in vielen Fällen vermeiden.

Ganz ohne dasselbe aber wird kein Rennreiter davonkommen, und ich mufs daher dieser unvermeidlichen Kalamität einige Zeilen widmen.

Da dieselbe ja auch bei jeder Art Reitens, auf der Jagd, im Dienst, ja im Schritt auf glattem Strafsenpflaster eintreten kann, so sollte sich deshalb kein Reiter vom Rennreiten abhalten lassen.

Guten Rennreitern passiert merkwürdig selten etwas Ernstes, und statistisch läfst sich nachweisen, dafs dieselben nicht viel mehr Gefahr an Leib und Leben laufen als andere Berufsreiter.

Dazu gehört allerdings, dafs dieselben mit einiger Erfahrung nicht nur einen Sturz zu vermeiden, sondern den drohenden auch rechtzeitig zu merken und sich dann richtig zu benehmen wissen müssen.

Durch die Beobachtung einiger Vorsichtsmafsregeln, Übung und Geistesgegenwart kann die Gefahr bedeutend reduziert werden.

Dazu gehört in erster Linie, dafs man sich hütet, in den Sturz eines anderen Pferdes verwickelt zu werden, also niemals auf Vordermann reitet, sich nicht auf die bedrohliche Seite eines schiefspringenden oder ausbrechenden Pferdes legt, lieber einen kleinen Umweg macht, als so im Haufen reitet, dafs das Pferd das Hindernis nicht rechtzeitig sieht: z. B. im Staube, wo man, womöglich auf der Windseite bleibend, dem unaufmerksamen Pferde durch Anrufen zu verstehen gibt, dafs ein Hindernis kommt, was überhaupt stets bei von ferne schwer zu bemerkenden offenen Gräben nötig ist u. s. w.

Manchen Pferden, die sich ihren Galoppsprung vor dem Hindernis nicht gut einzuteilen wissen, kann ein geübter Reiter oft durch einen Pull oder durch Verschärfen des Tempos helfen und, gelingt das nicht, im letzten Moment, wie schon erwähnt, dieselben auch wohl etwas schräg springen lassen, wenn sie zu nahe herangelaufen sind, und so einen Sturz vermeiden.



Offener Graben im Orcadian Jagdrennen zu Karlshorst.
„April Fool“ unter Herrn von Graevenitz II springt zu früh ab und fällt.



In allen Fällen wird man eine Behinderung des sich helfen wollenden Pferdes durch den Zügel und das eigene Gewicht vermeiden müssen. Wenn es aber doch zum Sturze kommt, so ist es unbedingt ratsam, zu versuchen, möglichst vom Pferde wegzukommen, da die meisten Verletzungen dadurch entstehen, dafs das Pferd über den Reiter wegrollt. Meist wird das Fortkommen gelingen, wenn man sich ein für allemal daran gewöhnt, Zügel und Bügel loszulassen, sobald der Sturz eintritt.

Gerade durch das Festhalten der Zügel zieht man das Pferd auf sich herauf, und vom Bügel kommt man auch schlecht los, wenn man schon am Boden liegt.

Ich weifs wohl, dafs Soldaten und Jagdreitern das Festhalten der Zügel beim Sturz als besonderes Verdienst angerechnet wird; reiten doch manche der letzteren mit einer um das Handgelenk befestigten Schnur, die mit den Zügeln verbunden ist.

Die Umstände, die dies motivieren, kommen aber für den Rennreiter nicht in Betracht, denn der Fall ist heutzutage zu selten, dafs ein Rennen nach einem Sturz noch gewonnen wird; dazu ist die Pace heut zu rasch und Accidents von Konkurrenten nicht so häufig als früher. Wer also gefallen ist, gebe in seinem und seines Pferdes Interesse, welches er jedenfalls sehr (und meistens zwecklos) anstrengen würde, das Rennen — in der Regel wenigstens — auf.

Ich entsinne mich nur eines Falles aus neuerer Zeit, dafs ein besseres Rennen von einem gefallenen Pferde gewonnen wurde.

Das war im Jahre 1883 „Lady of the Lake“ im

Alten Badener Jagdrennen. Die Stute fiel an der Mauer im ersten Drittel des Rennens. Mr. Moore, der sie ritt, hielt dieselbe nicht fest, sie blieb vielmehr von selbst stehen, als sie wieder aufgestanden war; er bestieg sie rasch und ritt den anderen nach, ohne mehr als vielleicht 100 Längen verloren zu haben. Da das Tempo nicht besonders schnell war, holte er sie im letzten Drittel des Rennens ein und da die Stute überlegen war, gewann sie noch leicht.

Das ist aber eben eine Ausnahme; in der Regel ist das Weiterreiten zwecklos und auch noch schädlich für das Pferd. Denn erstens geht nicht jedes Pferd gern allein, besonders nach einem Sturz und lernt so vielleicht Hindernisse refüsieren, woran es in Gesellschaft nie gedacht hätte; aufserdem aber wirkt ein hoffnungsloses Nachjagen und Erschöpfen des Pferdes nur ungünstig auf Temperament, Konstitution und gefährdet die Beine. Endlich wird es auch unnütz für zukünftige Handicaps exponiert, wenn es verlorenen Boden gut gemacht und vielleicht nahe bei dem Sieger geendet hat. Aus allen diesen Gründen gebe man für gewöhnlich ein Rennen auf, wenn man fällt, lasse sein Pferd lieber los und suche nur zu vermeiden, von einem der nachfolgenden Pferde verletzt zu werden. Hat man Zeit, schnell aufzustehen und seitwärts wegzulaufen, so ist das ganz zweckmäfsig; meistens wird das aber nicht angehen, und da mufs man sich hüten, sich fortzubewegen, weil dann den folgenden Reitern beim besten Willen mifslingen kann, eine meist bedenklich verlaufende Karambolage zu vermeiden.

Einem still Liegenden wird kaum von der Nachhut

der Mitreitenden etwas zuleide geschehen, allenfalls kann er durch Rufen die Aufmerksamkeit auf sich und die Pferde von sich abzulenken suchen. Aufmerksame und rücksichtsvolle Reiter verletzen einen Gestürzten sehr selten; besonders da die meisten Pferde selbst versuchen auszubiegen bzw. darüber weg zu setzen.

Auch auf flacher Bahn können sich Stürze ereignen, und da ist die Gefahr, von den nachfolgenden Pferden getreten zu werden, gröfser als durch den Sturz selbst, bei dem man kaum unter das Pferd geraten kann; hier kann der Reiter aber wenig oder gar nichts tun, um dieselbe herabzumindern wegen der Geschwindigkeit und Geschlossenheit des Feldes. Natürlich mufs man vermeiden, zu dicht an die Einfriedigungen der Bahn heranzukommen, wodurch besonders ein seitwärts drängendes Pferd zu Fall kommen kann. Auch durch ein Hineingaloppieren in ein anderes kann das geschehen oder wenn das Pferd auf hartem glatten Boden in den Wendungen die Beine durch Ausgleiten verliert; alles derartige passiert ungeschickten und ungeübten Reitern natürlich am ehesten.

Wenn ich also behaupte, dafs viele Stürze vermieden werden können, so berufe ich mich auf eine nicht geringe Erfahrung und Beobachtung und auf die Tatsache, dafs wohl wenige Reiter verhältnismäfsig so selten gefallen sind wie ich. Ganz genau weifs ich es nicht, ich habe aber wohl zirka 300 Rennen gewonnen, werde also nicht viel unter 1000 geritten haben, worunter weitaus die meisten über Hindernisse. Ich müfste sehr irren, wenn ich mehr als fünfzehnmal gefallen wäre und glaube dem Umstande manches

Rennen und besonders manchen Platz zu verdanken zu haben, dafs ich ein müdes Pferd sehr selten rücksichtslos über die letzten Sprünge gejagt habe, was nebenbei bemerkt die bedenklichsten Stürze geben kann.

Ein Beispiel, welches mir hier einfällt, ist folgendes:

Mitte der siebziger Jahre ritt in Deutschland ein englischer Herrenreiter, Mr. Cunningham, der zwar nicht schlecht, aber etwas zu sehr „englisch“ ritt. In Hannover steuerte er eines Tages ein gut springendes, junges Pferd des Herrn Oehlschläger, ich in demselben Rennen das Pferd eines Regimentskameraden, ein langsames aber sicher springendes Pferd, den Schimmelwallach Meidinger.

Die Pace war sehr scharf, und als wir gegen den vorletzten Sprung — damals eine Steinmauer — gingen, waren beide Pferde schon etwas müde, doch hoffte ich durch den Sprung gegen das junge Pferd einen Vorteil zu erlangen. Da nahm Mr. Cunningham die Peitsche und ritt unter Prügeln gegen die Mauer. Vielleicht aus Menschenfreundlichkeit, vielleicht auch, weil ich das nicht mitmachen wollte und doch fürchtete, etwa verlorenes Terrain auf dem langsamen Pferde nicht gutmachen zu können, rief ich ihm (englisch) zu: „Vorsicht, Sie werden fallen!“ er achtete aber nicht darauf, sprang schon zwei Längen vor mir, seine Stute hob sich aber nicht genügend und er schlug eine schlecht aussehende „Lerche“. Das Pferd fiel auf ihn, er wurde innerlich verletzt und hat nie wieder geritten.

Hätte er, statt zu prügeln, vor der Mauer einen

kleinen Pull gegeben, so wäre er höchstwahrscheinlich nicht gefallen und hätte das Rennen doch gewonnen.

Zuweilen ist auch der Fall auf flacher Bahn die Schuld des Reiters, z. B. erinnere ich mich, dafs von solcher Graf H. Dohna nicht ganz freizusprechen war, als er, allerdings in einem Hürdenrennen, in Charlottenburg durch Hineindrängen seines Pferdes zwischen andere an der ersten Ecke auf flacher Bahn zu Fall kam, infolge davon das Reiten aufgeben mufste und sich niemals ganz von den Folgen erholen konnte.

Wirklich ernste Folgen sind aber ebenso wie die ohne Schuld des Reiters vorkommenden Stürze glücklicherweise nicht häufig; sind sie einem Reiter aber mehrmals passiert, so ist es mit der Freudigkeit am Reiten und den guten Nerven häufig aus.

Der schlimmste, in der Tat einzige schlimme Sturz, den ich zu verzeichnen gehabt, erlitt ich durch eigene Schuld im Jahre 1875 in Quedlinburg.

Ich ritt da im Harzjagdrennen das Pferd eines Regimentskameraden, „Milanais“, gegen einen sehr überlegenen Steepler des Baron Cramm, „Fantôme“.

Mein Hengst ging aber so gut, dafs ich hoffen durfte, es werde im Einlauf zum Kampf kommen und deshalb versuchte ich, um die letzte Ecke bergab die Innenseite zu nehmen.

Dabei kam ich zu nahe an die Einfriedigung der Bahn heran, und als ich die Gefahr bemerkte, war es zu spät. Mein Fufs, so schien es mir, geriet unter dieselbe, und im selben Augenblick stürzte „Milanais“, sich mehrmals überschlagend. Ich war bei voller Besinnung und merkte gleich, dafs mein rechtes Bein

schlimm gebrochen war, denn der Knochen war durch den zerrissenen Rennstiefel zu sehen.

Ich lag drei Monate lang zu Bette, konnte vor dem Winter kein Pferd besteigen, und es wurde mir dann prophezeit, dafs der wahrscheinliche Verlust meiner „Nerven“ von weiterem Rennreiten mich abhalten würde. Glücklicherweise traf das nicht ein, denn ich ritt schon 1876 mehr Sieger, als ich oder irgend ein anderer Herr in Deutschland bis dahin in einem Jahre geritten hatte.

Immerhin empfiehlt es sich, wenn man nach einem schweren Sturz wieder reitet, die ersten Male nur erprobt sichere Springer zu wählen, damit das Vertrauen wiederkommt.

Besondere Vorkommnisse.

Es gibt viele besondere Vorkommnisse, durch die ein Rennen durch die Schuld des Reiters verloren geht und die zu vermeiden erst die Erfahrung lehrt; oft genügt ein einfacher Pull dazu. Das gilt z. B. vom Reiten durch Wasser, sumpfige Stellen, hohes Getreide, alles wodurch die treibende Schwungkraft so plötzlich gehemmt wird, dafs die Beine des Pferdes dem vorwärts drängenden Schwerpunkt wegen des unvermuteten Widerstandes nicht schnell genug folgen können; starke Rumpler, ja Überkopfgehen sind da unvermeidlich. Ein rechtzeitig gegebener Pull und gründliches Rückwärtsneigen des Oberkörpers werden gegen diese Unfälle wirksam schützen. Unter einem Pull versteht sich aber nicht ein blofses Ziehen am Zügel, sondern man mufs damit auch wirklich durch-

kommen, so dafs die gewünschte Verlangsamung und Haltung rechtzeitig, d. h. einige Galoppsprünge vor dem Hindernis, eintritt.

Zuweilen ist das auch nötig, wenn man ein Pferd verhindern will, ein Hindernis fliegend zu springen, welches dazu sich nicht eignet, z. B. einen irischen Wall mit Graben dahinter. Wenn man da nicht mit dem Anzug rechtzeitig durchgekommen ist, so wäre es besser gewesen, gar keinen zu geben, denn nun wird die Sache ganz schlimm; das Pferd, welches nun doch versuchen wird, fliegend zu springen, wird durch das Festhalten behindert, und nun wird der Sprung zu kurz. In solchen Fällen mufs man, je nach dem Pferde früher oder später, mit dem Parieren so anfangen, dafs man einige Längen vor dem Sprung damit durch ist und nun wieder, wie gewöhnlich, nachgeben und das Pferd sich selbst überlassen kann.

Alle Vorkommnisse in Hindernisrennen lassen sich natürlich weder voraussehen, noch Regeln für das Verhalten dabei aufstellen.

Wenn es auch in früheren Zeiten häufiger vorkam, so ist es doch auch heutzutage noch nicht ausgeschlossen, dafs der geübte und umsichtige Reiter durch Geistesgegenwart und Benutzung der Fehler von Mitreitern auf einem schlechteren aber sicheren und gehorsamen Pferde gegen überlegene Gegner gewinnt.

Wenn man auch selbstverständlich alles, was unfair oder rücksichtslos gegen die Mitreitenden ist, streng vermeiden mufs, so ist es doch niemand zu verübeln, wenn er in einem Kampfe irgend welcher Art

jeden erlaubten Vorteil, der sich ihm zum Siege bietet, ausnutzt.

Wenn sich ein Mitreitender verreitet oder verreiten will, so ist es ja sehr liebenswürdig, aber jedenfalls unpraktisch, wenn man ihm dies zuruft, um hernach vielleicht von ihm geschlagen zu werden; im Gegenteil ist dies der Moment, die Pace zu verschärfen, damit es jenem, nachdem er sein Versehen gut gemacht, möglichst schwer wird, wieder heranzukommen.

Dasselbe gilt, wenn ein gefährlicher Konkurrent gefallen ist und wieder aufsitzt.

Auch ein einfacher Rumpler oder ein kleiner Umweg, den ein Gegner macht, besonders gegen Ende des Rennens, kann entscheidend für den Sieg werden, wenn man den Fehler durch recht schnelles Gehen gehörig ausnutzt. Zuweilen ist es auch zu entschuldigen, wenn man direkt seine Gegner zu Fehlern veranlafst; z. B. wenn das Pferd eines derselben vorn schlecht springt, indem man zu vermeiden sucht, ihn über die Hindernisse zu führen.

Ich ritt in den siebziger Jahren in Hannover in einem Rennen, in dem sich ein dem meinigen überlegenes Pferd befand, von dem ich aber wufste, dafs es ohne Führpferd gegen Wassergräben grofse Abneigung zeigte. Der vorletzte Sprung im Rennen war damals ein ziemlich breiter, aber nicht sehr tiefer Graben, und als ich mich, führend, in einiger Entfernung vor demselben umdrehte, sah ich nur noch den betreffenden Gegner bedrohlich hinter mir, offenbar noch sehr frisch gehend; sprang er den Graben, so

schlug er mich. Ich pullte also mein Pferd auf und blieb vor dem Graben stehen, was derselbe getreulich nachahmte; dann durchkletterte ich denselben, was er aber nicht mitmachte, und gewann nun natürlich, wie ich wollte.

Solche kleine Kriegslist ist zuweilen recht praktisch.

Weniger mutete mich folgende an, vielleicht weil ich das Opfer davon wurde.

Ich ritt in Baden selbigen Jahres, glaube ich, gegen einen sehr guten, aber wegen seiner Rücksichtslosigkeit gegen die Mitreiter bekannten Herrn. Das Rennen war ziemlich scharf in tiefem Boden über die alte Bahn gelaufen worden und auf dem Berge gegenüber den Trübinen lag der Ausgang nur noch zwischen uns beiden. Als wir über die dort befindliche Hürde gesprungen waren, fühlte ich aber, dafs ich gewinnen würde, denn mein Pferd ging frischer als das meines neben mir liegenden Gegners. Da sagte derselbe zu mir: „Sie gewinnen ja doch, reiten wir doch Schritt den Berg herunter“: ich antwortete: „Ja, gern“ und begann aufzupullen. Ich bemerke, dafs der steile Abhang, den man hinunterreiten mufste, damals noch nicht aptiert, nur im Gänsemarsch, nicht nebeneinander, zu passieren war und am Fufse einen für ein nicht versammeltes Pferd gefährlichen sumpfigen Graben hatte; deshalb wurde die Aufforderung zum langsam Herunterreiten gern von mir angenommen. Wie grofs war aber mein Erstaunen, als ich in dem Augenblick, als ich mein Pferd durchpariert hatte, um rechtsum herunterzurutschen, meinen Gegner in einigen Galoppsprüngen an mir vorbei hinunterjagen sah; ehe ich

mein Pferd, so rasch es nun ging, heruntergebracht und wieder in Schwung gebracht hatte, hatte er, auf der Rennbahn angelangt, so viel Terrain gewonnen, dafs es mir nicht mehr möglich war, ihn auf der kurzen Strecke zum Ziel ganz einzuholen und ich so durch meine — Naivität — ein grofses Rennen verlor. Dafs ich auch die Lacher nicht auf meiner Seite hatte, versteht sich von selbst. — Verabredungen gegenüber bin ich seitdem etwas skeptisch.

Eines der merkwürdigsten Vorkommnisse, die je den Ausgang eines grofsen Jagdrennens entschieden haben, ereignete sich auf derselben Bahn im Jahre 1872. Graf Nic. Esterhazy ritt den bekannten zweimaligen Grand National Sieger des Baron Oppenheim, den Schimmelhengst „The Lamb", während des Grafen eigenes Pferd, „Monarch", vom Grafen Z. Kinsky gesteuert wurde.

Nur noch ein drittes Pferd vervollständigte das Feld. „The Lamb", natürlich als heifser Favorit gestartet, schien auch das Rennen über die letzte Hürde um 50 Längen gewinnen zu sollen, als er, anscheinend unmotiviert, angehalten wurde und dann nicht mehr vorwärts zu bringen schien, als „Monarch" ihm aufrückte und das Ziel vor ihm passierte.

Natürlich war die Aufregung über den Vorfall grofs, und erst beim Aufpullen zeigte sich, dafs der brave Schimmel, ohne irgend einen ersichtlichen Grund, wahrscheinlich an der letzten Ecke, ein Hinterbein gebrochen hatte.

Bei Hindernisrennen kann eben allerlei vorkommen, was für den Zuschauer unbegreiflich scheint, als

Widrigkeit oder Verletzungen des Pferdes, Platzen am Sattelzeug u. s. w., die den Reiter am Siege verhindern oder gar zum Abstoppen nötigen. Je weniger Verständnis das Publikum für die Technik des Rennbetriebes hat, desto schneller ist es in solchen Fällen meist mit absprechenden Urteilen fertig.

Wer selbst viel geritten hat, kritisiert gewöhnlich milder und tadelt nicht, ohne über derartige Vorkommnisse sich genau informiert zu haben.

Management*).

Unter Management — ein englisches Wort, welches aber in unseren Sprachgebrauch schon fest übergegangen — versteht man die Verwaltung eines Unternehmens, im sportlichen Sinne also die Leitung eines Rennstalles.

Dieselbe umfaſst zunächst die Bestimmung über die Verwendung der einzelnen Pferde, Anordnung wann und wo dieselben laufen sollen, Engagements derselben. Ausrechnung der zu tragenden Gewichte, Beschaffung der Reiter, Erteilung der Instruktion an dieselben, Beobachtung des Rennens, Einlegung bezw. Abwehr etwaiger Proteste u. s. w.

Mit dem eigentlichen Training hat der Manager an und für sich nichts zu tun, sondern nur, sofern er nicht ausschlieſslich eigene Pferde managed, den Besitzer derselben zu vertreten und dessen Interessen zu wahren. Ohne einen gewissen Einfluſs auf den Training wird er dies nicht in vollkommener Weise durchführen können, weshalb es durchaus notwendig ist, daſs der Trainer dem Manager unterstellt ist; des

---

*) Vergl. A. Schlüter. Training des Pferdes, Seite 124.

letzteren Anordnungen müssen aber auf den Ansichten des ersteren fufsen.

Die Funktionen beider sind so eng miteinander verknüpft, dafs ohne ein gewisses Einverständnis und gutes Einvernehmen zwischen ihnen eine erspriefsliche Tätigkeit nicht denkbar ist. Aus diesem Grunde werden bei den folgenden Betrachtungen auch die in das Gebiet des Trainings fallenden Fragen nicht immer umgangen werden können.

Vom Management hängt zum grofsen Teil der Erfolg eines Rennstalles ab. Selbst mit gutem Material wird ein schlecht geleiteter Rennstall ungünstige Resultate aufweisen, dagegen kann man mit mittelmäfsigen geschickt verwendeten Pferden zuweilen überraschende Erfolge erzielen. Allgemein gültige Vorschriften für diese Tätigkeit lassen sich aber theoretisch schwer geben, weil die aus der Praxis sich ergebenden Modifikationen zu beträchtlich sind.

Es sollen daher hier auch nur einige Winke für gewisse Fälle gegeben und Grundsätze aufgestellt werden, deren Gültigkeit die Erfahrung erwiesen hat.

Diese Grundsätze werden aber je nach den Verhältnissen und den Gesichtspunkten, von denen aus ein Stall geleitet werden soll, eben verschieden sein.

Die Unterschiede, die hier in Betracht kommen, sind, neben der Gröfse des Stalles, auch die Zwecke, die derselbe verfolgt; es fragt sich, ob derselbe das Hauptgewicht auf Renn- oder auf Wettgewinne legt (welch letzteres in England und Amerika das häufigere ist), ob er mit grofsen oder beschränkten Mitteln arbeitet, ob der Stall aus einem eigenen Gestüt her-

vorgeht oder sich anderweit rekrutiert, ob er nur mit Flachrenn- oder auch mit Hindernissport sich befafst.

Die Modifikationen, die das Management eines Stalles durch Rücksichtnahme auf Wetten erleidet, will ich gelegentlich erwähnen; zunächst beschäftigen wir uns also nur mit dem auf Renngewinne abzielenden Management und beginnen mit demjenigen eines

Grofsen Flachrennstalles.

Es unterliegt keinem Zweifel, dafs ein solcher zuweilen wohl aus Renngewinnen eines oder einiger besonders glücklicher Jahre, auf die Dauer aber ohne grofse pekuniäre Opfer nicht zu erhalten ist.

An grofsen Rennen mit Aussicht auf Erfolg sich beteiligen zu können, ist nur möglich, wenn man entweder in Blut und Äufserem gute Jährlinge freihändig oder auf Auktionen kauft oder ein eigenes Gestüt unterhält. Beides ist selbstverständlich sehr kostspielig.

Im letzteren Falle hat der Manager eben das gelieferte Material einfach zu übernehmen, im ersteren aber ist es notwendig, dafs er über die zum Verkauf kommenden Jährlinge orientiert ist, falls deren Ankauf ihm überlassen bleiben könnte.

Wenn man nicht mit unbeschränkten Mitteln arbeitet, ist hierbei schon ein guter Blick, Verständnis für Extrieur und Abstammung, praktische Erfahrung und — etwas Glück für die Prosperität eines Rennstalles nötig.

Es ist durchaus nicht geraten, einfach das Teuerste und voraussichtlich Beste zu wählen, was auf den Markt kommt, wenn man nur einen bestimmten Betrag

für Jährlingsankäufe anlegen darf. Gar zu oft hat die Erfahrung gelehrt, dafs die sogenannten „Sensationsjährlinge“ (meist als solche geltend, weil besonders gut aussehend oder Geschwister erfolgreicher Pferde) nicht einschlagen, und man wird für den Preis, den ein solcher kostet, vielleicht zwei bis drei andere erstehen können, unter denen sich dann sehr wohl einer als besser als das Wundertier entpuppen kann.

Ich will hiermit keineswegs dem Ankauf von minderwertigem Material das Wort reden, aber die Praxis zeigt, dafs mit Bestimmtheit eben ein Schlufs auf die Entwicklung und Güte noch so fashionable gezogener Vollblutprodukte nicht zu ziehen ist und Regeln dafür nicht aufgestellt werden können.

Wenn man also einige ansehnliche, gutgezogene (d. h. besonders deren Mutter schon etwas Brauchbares gebracht), nicht mit (die Leistungsfähigkeit beeinträchtigenden) Fehlern behaftete Fohlen preiswürdig kaufen kann, so ist das wirtschaftlich meist vorteilhafter, als ein einzelnes mit einem kleinen Vermögen zu bezahlen.

Engagements der Jährlinge.

Schon im Spätherbst tritt nun die Frage des Engagements der Jährlinge an den Manager heran, soweit dieselben nicht schon früher vom Züchter zu machen waren.

Die Verhältnisse im Rennsport machen es nötig, dafs durch vielfache jahrelang vor den grofsen Rennen abzugebende Nennungen die Rennpferdebesitzer durch Zahlung der Reugelder und der Einsätze einen Teil

des Preises selbst aufzubringen haben. Es werden dadurch nicht nur diesen selbst grofse Opfer auferlegt, sondern auch der Zweck der Prüfung — die Prämiierung des besten Pferdes — nicht immer erreicht, denn es kann vorkommen, dafs aus den oder jenen Gründen das beste Pferd seines Jahrganges in einigen oder allen diesen Prüfungen nicht genannt, also nicht konkurrenzberechtigt ist.

Richtiger wäre es jedenfalls und für die Rennstallbesitzer — die nicht wetten — vorteilhafter, wenn zu den grofsen Rennen erst dann genannt würde, wenn ein endgültiges Urteil über die Güte der Pferde gefällt werden kann. Wie gesagt, ist dies leider nicht angängig, und deshalb wird der Rennstallbesitzer oder Manager, dem die Unkosten gleichgültig sind, seine sämtlichen Jährlinge, die zur Zeit des Nennungsschlusses zu Hoffnungen berechtigen, in die klassischen Rennen zu nennen gut tun. Wer aber zu rechnen genötigt ist, also die grofse Mehrzahl, wird doch eine gewisse Beschränkung sich auferlegen müssen.

Hat man keine Jährlinge von augenscheinlich hoher Qualität, so ist es entschieden das Ratsamste, mit den Nennungen sparsam zu sein; wird einer oder der andere dann doch noch gut, so werden sich ihm Rennen genug bieten, in denen er seine Form beweisen und dabei nicht viel weniger Geld gewinnen kann, als wenn er eine oder mehrere der „klassischen“ Prüfungen siegreich besteht. Alle oder sogar viele derselben zu gewinnen, ist noch nie einem Pferde beschieden gewesen, schon weil es nicht angeht, dasselbe vom Früh-

jahr bis zum Herbst auf der dazu erforderlichen Höhe der Kondition zu erhalten.

Es wird also eine Auswahl unter den für die verschiedenen Prüfungen zu nennenden Jährlingen getroffen werden müssen. Leicht ist das wahrlich nicht, und nur zu oft findet man später heraus, dafs man falsch disponiert hat.

Die Trials der Jährlinge, die ja vielfach beliebt sind und auch einen gewissen Anhalt bieten, können andererseits zu grofsen Fehlgriffen führen. Denn selbst die Richtigkeit derselben und auch den gleichen Grad der Kondition der Fohlen dabei vorausgesetzt, so ist doch unmöglich vorauszusehen, wie dieselben sich im Laufe der Zeit zu ihrem Vor- oder Nachteile verändern, bezw. entwickeln werden.

So können gerade die Jährlingstrials die Ursache zu kostspieligen Irrtümern werden, ganz abgesehen davon, dafs sie auch — besonders öfter wiederholt — der jungen Tiere Konstitution, Nerven oder Herz ungünstig beeinflussen dürften. Unter Verzicht auf wirkliches Ausprobieren möchte ich also raten, die nach Blut, Gebäude und Art zu gehen versprechendsten Jährlinge in den grofsen Prüfungen zu nennen und die übrigen wenig oder gar nicht zu engagieren.

Unter den ersteren wäre dann noch in der Richtung eine Auswahl zu treffen, dafs man die anscheinend leicht zu arbeitenden, verhältnismäfsig formierteren, also früh fertigen Tiere in den Frühjahrsrennen, die schweren und noch wenig formiert aussehenden, auf deren späteres Wachstum man gefafst sein mufs, für die Sommer- oder gar nur für die Herbstkonkurrenzen

anmeldet; das letztere empfiehlt sich auch, wenn man sparsam sein will, für Stuten, die häufig erst im Herbst in Form zu kommen pflegen. Dafs man trotzdem leicht falsch disponieren kann, ist selbstverständlich und liegt in der Natur der Sache; weitere Anhaltspunkte lassen sich aber kaum auffinden.

Die zweijährigen Pferde.

Im Sommer beginnen in Deutschland die Rennen der zweijährigen Pferde, und es wird nötig, sich ein bestimmtes Urteil über diejenigen zu bilden, die überhaupt in ihrer Entwicklung und Kondition weit genug vorgeschritten sind, um einer Prüfung unterzogen zu werden.

Schon hierbei wird der Manager sich danach zu richten haben, ob das Hauptaugenmerk auf einen sogenannten Wettcoup gerichtet ist oder nicht.

Betrachten wir hier nur die Gesichtspunkte, nach denen derselbe, ganz abgesehen von Wetten, verfahren wird.

Da kommt es weniger darauf an, die Tiere aufs Pfund auszuprobieren, sondern nur festzustellen, ob dieselben Rennfähigkeit genug besitzen, um nicht ganz ohne Aussicht auf einen guten Platz abgeschossen zu werden.

Zu solchen Probegalopps mufs man ein älteres, über 1000—1200 Meter erprobtes zuverlässiges Pferd haben. Gegen dieses probiert man nun die zweijährigen auf zirka 1000 Meter unter Altersgewicht und Jockeys. Finden sich dabei ein oder zwei besonders überlegene, so hat man allen Grund, anzunehmen, dafs diese auch

ausnahmsweise rasche und mit Erfolg schon zweijährig auszunutzende Pferde sind. Diese wird man also getrost in einigen Rennen nennen, ein gutes Abschneiden erwarten und wenn dasselbe sehr befriedigt, sie einige der grofsen Prüfungen bestreiten lassen können.

Die anderen schont man eine Zeitlang, besonders die noch nicht völlig entwickelten, und probt sie im Herbst nochmals oder läfst ihnen gar Zeit bis zum nächsten Jahr.

Unansehnliche, aber fertige, ungesunde und anscheinend wenig versprechende Zweijährige steckt man, wenn sie wenigstens etwas Rennfähigkeit zeigen, am besten in ein Verkaufsrennen, und können sie auch das nicht gewinnen, veräufsere man sie um jeden Preis, am einfachsten durch Versteigerung, nachdem sie in einem solchen gelaufen. Für einen Rennstall sind solche Pferde nur eine Last und die Aussicht, dafs sie sich dreijährig verbessern werden, ist auch ziemlich gering; gewinnen sie dann aber auch wirklich ein Rennen, so kann man dies den neuen Besitzern gönnen.

Dreijährige und ältere Pferde.

Der Schwerpunkt in der Laufbahn eines Rennpferdes liegt in seiner Verwendung als Dreijähriges.

Zahlreiche grofse Rennen sind nur den Dreijährigen offen, in fast allen aber sind sie konkurrenzberechtigt, und es steht fest, dafs ein guter Dreijähriger für die Bilanz eines Rennstalles der wichtigste Faktor ist.

Der weitsichtige Manager wird daher, wenn er unter seinen Dreijährigen einen oder mehrere als aufsergewöhnlich gut erkannt hat, dieselben wie seinen

Augapfel hüten und je nach ihren Eigenschaften — Schnelligkeit oder Stehvermögen, Früh- oder Spätreife — für die grofsen Rennen vorbereiten und je nach Umständen — da man eben nicht alle bestreiten kann — in denjenigen laufen lassen, in denen sich die gröfsten Gewinnchancen und sonstige Vorteile bieten.

Die Dreijährigen geringerer Klasse, die je nach ihren Fähigkeiten im kleinen Rennen, Handicaps, Verkaufsrennen nutzbringend zu verwerten sind, empfiehlt es sich aber im Laufe der Saison auszurangieren, sofern man dieselben nicht selbst für Hindernisrennen verwenden will.

Es wird der Verkauf, wenn dieselben grofs und gesund sind, zu sehr günstigen Bedingungen geschehen können und ist im allgemeinen richtiger als eine weitere, meist nur unter erschwerenden Umständen mögliche Ausnutzung; aufserdem mufs auch allmählich Platz für die neu hinzukommenden Jährlinge geschafft werden.

Dafs das möglichst baldige Abstofsen auch von den vierjährigen und älteren Pferden gilt, falls dieselben nicht mehr zu besonders hohen Erwartungen berechtigten oder als Führ- bezw. Trialpferde zu verwenden sind, ist selbstverständlich.

Schlechtes und ungesundes Material sollte unter allen Umständen schleunigst à tout prix fortgegeben werden.

Auswahl des Reiters.

Ist der Manager eines Stalles einmal mit sich einig, in welchem Rennen er ein Pferd laufen zu lassen gedenkt, so ist die nächste Frage, um die es sich für ihn handelt, die Auswahl des Reiters. Hat der Stall,

was bei gröfseren allgemein üblich, einen oder mehrere eigene Jockeys bezw. Herren, die für denselben zu reiten sich verpflichtet haben, zur Verfügung, so erledigt sich diese Frage von selbst, vorausgesetzt, dafs einer derselben das dem Pferde zustehende Gewicht reiten kann; denn die Kontrakte, wie sie heutzutage durchweg mit professionellen Reitern abgeschlossen werden, binden dem Manager in dieser Hinsicht die Hände.

Sehr wünschenswert wäre es aber, wenn diesem darin eine von persönlichen Rücksichten freie Entschliefsung zustände.

Aus mancherlei Gründen mag man für ein gewisses Rennen und besondere Pferde einen fremden dem eigenen Jockey vorziehen, und manches Rennen ist dadurch vorloren gegangen, dafs man sich an einen bestimmten Jockey gebunden erachtete; ein Wandel in dieser Gepflogenheit würde also von grofsem Vorteil sein.

Aber nicht jeder Stall ist in der Lage, über eigene Reiter stets verfügen zu können, und wird deshalb sich beizeiten den für das betreffende Pferd passendsten Jockey sichern müssen. Es würde zu weit und wohl auch selten zu praktischen Resultaten führen, wenn man sich da auf bestimmte Persönlichkeiten verbeifsen wollte. Aber so viel sollten doch die Eigentümlichkeiten eines Pferdes und die Fähigkeiten eines Reiters in Betracht gezogen werden, dafs man nicht ein faules und schwer zusammenzuhaltendes Pferd einem schwachen, nicht ein nervöses und delikates Pferd einem rüden Reiter anvertraut. Es mufs also der Manager eines Stalles über die Eigentümlichkeiten seines Pferdes nicht nur, sondern auch der ihm zu Gebote stehenden

Reiter einigermafsen orientiert sein, denn ein Zufall ist es sicher nicht, dafs gewisse Pferde unter gewissen Reitern anders gehen und bessere Leistungen zeigen als unter anderen. Im allgemeinen aber wird man die meisten der älteren, bezw. geübteren Professionals ruhig auf jedes Pferd setzen können, da dieselben durchweg so viel Verständnis und Einsicht besitzen, dafs sie die ihnen erteilten Instruktionen verstehen und auszuführen sich bestreben werden. Auf dem besten Pferde eines Feldes werden sie, ganz besondere Ausnahmefälle abgerechnet, mit Sicherheit das Rennen auch gewinnen, und es wäre törichter Eigensinn, ein Pferd deswegen nicht laufen zu lassen, weil man einen bestimmten Jockey nicht bekommen kann.

Der Manager hat nun das Gewicht, welches das Pferd zu tragen hat und welches er sich vorher sorgfältig ausgerechnet haben mufs, anzugeben und beim Abwiegen zugegen zu sein. Nach demselben ist der Moment gekommen, dem Reiter die für das Rennen nötigen Instruktionen zu erteilen.

Instruktion des Reiters.

So wenig zweckmäfsig es auch im allgemeinen ist, einen guten und erfahrenen Reiter mit umständlichen Instruktionen versehen zu wollen, so notwendig ist es doch, ihn über ein Pferd, welches er nicht kennt, bezw. über die Art, in der er das Rennen zu reiten hat, zu orientieren. Selbstverständlich gehört dazu in erster Linie, dafs derselbe erfährt, ob die Force des Pferdes mehr in Schnelligkeit oder in Ausdauer zu suchen ist und welche Pace für dasselbe im

Rennen die wünschenswerteste ist. Dann mufs er mit etwaigen Eigentümlichkeiten des Pferdes in Bezug auf Schwierigkeiten und Temperament bekannt gemacht werden; alles übrige wird ein guter und geübter Reiter selbst herausfühlen, da er jedenfalls schon allerhand verschiedene Arten von Pferden unter sich gehabt haben dürfte.

Im übrigen also soll man den Reiter mit langen Vorträgen (denen manchmal noch bis zum Aufgalopp allerhand hinzugefügt wird) verschonen, von denen er doch wenig behält und die durch unvorhergesehenen Verlauf oder Zufälligkeiten im Rennen ganz zwecklos werden können. Besonders zwecklos erscheint mir die bei den meisten instruktiongebenden Herren übliche dringende Einschärfung des guten Abkommens in kurzen Rennen. Es ist dies selbst für die jüngeren Reiter so selbstverständlich, dafs der fortwährende Hinweis darauf zum mindesten überflüssig ist. Will man denselben eine Vorschrift darüber machen, so ist es das beste diesen anzuraten, sich nach einem der älteren Jockeys beim Ablauf zu richten, wodurch am ehesten bei einem schwierigen Start ein schlechtes Abkommen oder gar Stehengelassenwerden vermieden wird.

Keinesfalls darf man den Reiter, wie dies häufig geschieht, in Bezug auf den Platz, auf dem er im Rennen sich halten soll, irgendwie beschränken.

Da es unmöglich vorher immer zu wissen ist, ob ein Rennen schnell oder langsam geritten werden wird (obgleich durch die amerikanische Reitweise ersteres jetzt sehr wahrscheinlich geworden ist), so kann man dem Jockey auch nicht befehlen, er solle vorn oder

hinten reiten; er mufs eben mit Rücksicht auf die Distanz des Rennens die Pace seines Pferdes reiten, gleichviel auf welchem Platz er sich dabei befindet, was lediglich seinem eigenen Urteil vorbehalten bleiben mufs.

Notwendig ist es, dem Jockey mitzuteilen, ob und auf welchen Platz er sein Pferd ausreiten soll, denn da es häufig drei und mehr Preise im Rennen gibt, so mufs derselbe darüber orientiert sein und auch das Zurückwiegen dann nicht versäumen, wie das zuweilen vorkommt. Besonders vergesse man nicht, wenn man zwei Pferde in einem Rennen hat, beiden Reitern das Zurückwiegen jedesmal ausdrücklich anzubefehlen, durch dessen Unterlassung auch nur seitens eines der beiden bekanntlich auch der andere eines eventuellen Preises verlustig gehen würde.

Selbstverständlich hat aber bei jedem Zurückwiegen der Manager zugegen zu sein, denn etwaige Proteste, die sich auf das Gewicht oder auf Vorgänge im Rennen selbst beziehen, müssen jetzt angebracht werden. Die Vertretung des Besitzers ist also zur Einlegung oder Abwehr eines etwaigen Protestes unbedingt notwendig.

Proteste.

Die Proteste sind ein notwendiges Übel; sie führen mancherlei Unzuträglickeiten mit sich für den Rennbetrieb überhaupt, für die Beteiligten und für das Publikum. Im allgemeinen wird es sich also empfehlen, dieselben nur dann einzulegen, wenn die Umstände dies geboten erscheinen lassen.

Es ist ebenso unrichtig, einen Protest zu erheben, der nicht sachgemäfs motiviert werden kann, als einen

solchen zu unterlassen, wenn seine Entscheidung dem Besitzer des Pferdes, für das er eingelegt wird, einen Preis sichern kann, den es sonst nicht erhalten würde. Keineswegs also beweist es Coulanz oder vornehme Gesinnung, wie manche anzunehmen scheinen, wenn ein mit Aussicht auf Erfolg einzulegender Protest nicht erhoben wird, und ein solches Verfahren ist für den Manager geradezu unmöglich, da es den Interessen des Rennpferdebesitzers entgegenläuft und er sein Wohlwollen, Uneigennützigkeit oder wie man es nennen will, nicht auf Kosten eines anderen dokumentieren sollte. Wo also ein Verstofs gegen das Reglement vorliegt, der eine berechtigte Handhabe dazu bietet, da zögere man nicht, den Vorteil auszunützen, den ein wohlmotivierter Protest einbringen kann. In jedem Wettbewerb, also auch im Rennen, darf derjenige, der etwas erreichen will, keine erlaubten Mittel scheuen, um zum Ziele zu gelangen, besonders da auf Reziprozität der Rücksichtnahmen nicht zu rechnen ist.

Dies nur beiläufig, um das nicht selten anzutreffende Vorurteil zu widerlegen, als ob die Einlegung eines Protestes überhaupt oder wenigstens gewisser Proteste nicht gentlemanlike sei und möglichst vermieden werden müsse. Ich halte es im Gegenteil für die Pflicht des Managers, in obigem Sinne zu verfahren, selbst wenn ihm dies persönlich unangenehm sein sollte*).

Zur Beurteilung der Umstände, die einen Protest begründen können, ist in erster Linie eine genaue

---

*) In England ist das schon des wettenden Publikums halber unumgänglich.

Kenntnis des Rennreglements erforderlich. Es ist eigentlich selbstverständlich, dafs der Manager eines Rennstalles dieselbe besitzt und er das Reglement möglichst im Kopfe hat; immerhin empfiehlt es sich, auf allen Rennplätzen ein solches bei sich zu führen, um sich vor Einlegung eines Protestes über den betreffenden Fall vorher nochmals orientieren zu können.

Über die verschiedenen Vorfälle, die Anlafs zu Protesten bieten, will ich mich nicht weiter auslassen; nur einer Frage möchte ich noch gedenken, deren Beantwortung allerdings nicht ganz leicht ist und zu Kontroversen Anlafs bieten kann. Das betrifft den Fall, dafs der Manager, der sich über die Qualifikationen und Gewichte der konkurrierenden Pferde rechtzeitig informiert hat, vor dem Rennen herausfindet, dafs einer oder mehrere der Konkurrenten entweder wegen falschen Gewichtes oder sonstigen Gründen keinen Preis zu gewärtigen haben, weil, selbst wenn sie vom Richter als Sieger, zweiter u. s. w. plaziert werden, sie doch des Preises durch den zu erwartenden Protest verlustig gehen würden.

Es fragt sich nun, ob man den Beteiligten ihren Irrtum vorher mitteilen soll oder nicht, und es darauf ankommen lassen will, eventuell durch einen Protest sich des Preises zu versichern, wenn man hinter einem derartig nicht qualifizierten Pferde eingekommen ist. Das erstere ist ja gewifs sehr viel edler und geeigneter, Sympathien für seine Person zu erwecken, und doch kann ich nicht umhin, es für den Manager, der die Interessen eines Dritten vertritt, für unangebracht zu halten. Wie schon gesagt, müssen in jeder ernsten

Konkurrenz im Leben wie im Sport erlaubte Mittel gelten, die zum Siege verhelfen, und da man selbst auf gleiche Coulanz bei anderen kaum wird rechnen können, so ist es unklug, dieselbe zu üben. Ich halte es also für vollkommen richtig, im gegebenen Falle seinen Reiter dahin zu instruieren, dafs er gegen die betreffenden nichtqualifizierten Konkurrenten sein Pferd nicht ausreitet, da man ohne Anstrengung des Pferdes durch einen Protest den Preis erlangen kann.

Im allgemeinen bin ich aber der Ansicht, dafs, wenn nicht ein Verstofs gegen das Rennreglement vorliegt, ein Fall also augenscheinlich klarliegt, es besser ist, einen Protest zu unterlassen, als bei jeder nur möglichen Gelegenheit einen solchen einzulegen, wie dies die Gepflogenheit mancher Herren ist, die oft, auf die Unerfahrenheit der Schiedsrichter auf kleinen Plätzen fufsend, kein Mittel unversucht lassen, um einen Preis zu erlangen, den sie auf geradem Wege nicht erringen konnten.

Allgemeine Dispositionen.

Für einen grofsen Stall empfiehlt es sich, so zeitig als möglich, d. h. sobald die Propositionen für die verschiedenen Rennplätze erschienen sind, einen Feldzugsplan zu entwerfen und nach demselben vorläufig zu disponieren. Ich möchte hier einschalten, dafs der Manager gut tut, die Änderungen, die der Wochenrennkalender sehr häufig in Bezug auf schon erschienene Propositionen bringt, in dieselben nachzutragen oder durch einen Vermerk wenigstens auf dieselben hinzuweisen. Dergleichen übersieht man sonst

sehr leicht und kann zu unangenehmen Irrtümern oder gar Protesten Veranlassung geben.

Hat man Pferde im Stall, die in klassischen Rennen genannt sind und die man für gut genug hält, dieselben mit Erfolg zu bestreiten, so ist eigentlich nur der Gesichtspunkt mafsgebend, zu welcher Zeit die betreffenden Pferde voraussichtlich auf die Höhe ihrer Verfassung gebracht werden können. Es ist Sache des Trainers, sich darüber ein Urteil zu bilden, und nach diesem wird der Manager seine Entscheidung zu treffen haben. Mit Bestimmtheit läfst sich freilich niemals schon lange vorher sagen, mit welchen Pferden man für einzelne Rennen marschieren will, denn gar zu häufig wird sich im Laufe der Zeit und der vorbereitenden Arbeit dies und jenes finden, welches die ursprüngliche Absicht unausführbar oder wenigstens deren Ausführung unratsam erscheinen läfst.

Es ist also nicht zu empfehlen, dafs man sich mit bestimmten Pferden auf bestimmte Rennen verbeifst, sondern besser, wenn man zufrieden ist, ein gutes Pferd in einem grofsen Rennen in bester Verfassung zum Start bringen zu können, gleichviel, ob dasselbe nun dasjenige Rennen ist, welches man gern hätte gewinnen wollen oder nicht. Gar zu leicht setzt man sich sonst zwischen zwei Stühle, indem man etwa auf ein Rennen verzichtet, um auf ein anderes zu warten, während dann ein Zufall eintreten kann, der die Präparation des Pferdes zu unterbrechen geeignet ist und bewirkt, dafs dasselbe nicht auf der Höhe der Kondition und in der Form an den Ablauf kommt, wie es zuerst der Fall gewesen wäre. Ich bin daher der

Meinung, dafs man im grofsen und ganzen am besten tut, wenn man keine unabänderlichen, weitgehenden Pläne macht, sondern seine Dispositionen nach der jeweiligen Form und Verfassung des Stalles im allgemeinen und der einzelnen Pferde im besonderen richtet.

Nennungen.

Über die Engagements junger Pferde in grofsen Rennen habe ich schon früher gesprochen und wende mich nun den Dispositionen des Stalles bei Eröffnung der alljährlichen Rennsaison zu.

Wenn man mit unbeschränkten Mitteln arbeitet, kommt es ja auch hier auf einige oder viele unnütze Nennungen nicht an. Wer aber zu rechnen gezwungen ist, der wird durch viele Engagements sein Konto doch so erheblich belasten, dafs er schon manches Rennen gewinnen mufs, um nur diese Ausgabe wieder auszugleichen. Freilich kann es vorkommen, dafs man durch Sparsamkeit bei Nennungen sich hier und da eine Chance vergibt und den Ärger darüber noch aufserdem hinunterschlucken mufs. Auf die Dauer aber wird sich schliefslich doch der sparsame Nenner am besten stehen, wenn auch natürlich, besonders bei den weit zurückliegenden Nennungsschlüssen, manche unnütze Engagements nicht zu vermeiden sind. Sehr vorteilhaft ist es schon, wenn man erst dann ein Pferd zu einem bestimmten Rennen anmeldet, wenn man über dessen Können durch Proben oder über seine momentane Verfassung durch gute Galopps einigermafsen im klaren ist.

Im zeitigen Frühjahr wird sich das freilich nicht ausführen lassen, denn viele Engagements sind da schon zu einer Zeit zu machen, wo die klimatischen Verhältnisse bei uns oft noch nicht gestattet haben. die Pferde so viel zu arbeiten, dafs man sie schon einer ernsteren Prüfung vorher hätte unterziehen können. Für spätere Termine wird sich dies aber gewöhnlich ermöglichen lassen.

Es gibt Rennpferdebesitzer, die es für zweckmäfsig halten, so viele Rennen als möglich und sogar mit mehreren Pferden, die der Proposition nach für dieselben passen, zu besetzen (letzteres ist ökonomisch nur bei unbedeutendem Reugeld, besonders aber für Handicaps gerechtfertigt, in denen man von mehreren verschieden gewichteten Pferden sich dann das im Gewicht best fortgekommene aussucht und nur mit diesem dasselbe annimmt), auch dieselben Pferde an demselben Tage in mehreren Rennen oder gar an verschiedenen Plätzen zu engagieren, um nachher für weitere Dispositionen freie Hand zu haben. — Es kann dies ja hin und wieder Vorteile im Gefolge haben, es kann aber auch dahin führen, dafs, wenn man wirklich einmal ein Rennen gewinnt, die Unkosten den Preis vollständig verschlingen. Es eignet sich diese Art zu nennen also eigentlich nur für solche Ställe, die ihren Gewinn mehr in Wettoperationen als in Rennpreisen suchen.

Wenige Ställe sind numerisch so stark, dafs sie verschiedene Plätze an einem und demselben Tage mit sicherer Aussicht auf Erfolge beschicken können, und

der Manager kann auch nur auf einem sein, wird sich also auf dem anderen vertreten lassen müssen, was immerhin mifslich, mir jedenfalls öfters mifsglückt ist. Man wird aber, wenn es sich also um die Wahl zwischen zwei Plätzen handelt, denjenigen bevorzugen, an dem man wenigstens ein Rennen sicher gewinnen zu können hofft, um die Kosten der Expedition möglichst sicherzustellen.

Einen sehr häufigen Fehler begehen die Manager gröfserer und kleinerer Ställe dadurch, dafs sie möglichst alle Rennen eines Platzes resp. eines Meetings zu besetzen trachten und ihr eigenes Material wohl zwar den Propositionen der einzelnen Rennen entsprechend gruppieren (also das beste Pferd in dem gröfsten Rennen, das minderwertigste in den Verkaufsrennen u. s. w. engagieren), ohne zu bedenken, dafs die Wahrscheinlichkeit, in jedem Rennen auf minderwertige Gegner zu stofsen, dadurch eine viel geringere wird.

Darin aber liegt gerade ein Haupterfordernis des erfolgreichen Managens: Mit Kanonen auf Sperlinge schiefsen.

Bei dem heutigen intensiven Rennbetriebe kann man zwar mit Sicherheit auch, wenn man ein verhältnismäfsig gutes Pferd in ein kleines Rennen, Maidenrennen oder dergleichen, steckt, nicht darauf rechnen, dafs man keine ebenbürtigen Gegner antrifft; immerhin ist die Aussicht dazu aber jedenfalls gröfser, als wenn man das Pferd in ein gröfseres Rennen plaziert, nur weil man für das kleinere noch ein anderes geeignetes, wenn auch schlechteres Pferd hat.

So kann es also vorkommen, dafs man beispielsweise mit drei Pferden drei Rennen bestreitet und in jedem geschlagen wird, während, hätte man unter Verzicht auf das gröfste Rennen, die beiden anderen mit besseren Pferden besetzt, man eventuell beide hätte gewinnen können.

Management gemischten Materials.

Für die grofsen Flachrennställe, die aus eigener Aufzucht oder dem Jährlingsmarkt sich rekrutieren, ergibt sich die Bestimmung über die einzelnen Pferde von selbst, je nachdem man sie, wie schon früher erörtert, für gut, mittelmäfsig oder schlecht, also für gröfsere, kleinere oder Verkaufsrennen oder zur Ausrangierung bestimmt hat.

Anders verhält es sich mit den gemischten oder Hindernisrennställen. Es ist oft sehr schwer für den Manager, herauszufinden, zu welcher Verwendung ein irgendwo angekauftes dunkles oder mit zweifelhafter Leistungsfähigkeit ausgestattetes Pferd sich am besten eignen werde, und sicherlich werden hierin oft grofse Fehler gemacht. Ist es schon an sich nicht leicht, die wirkliche Güte eines Pferdes und die ihm zusagendste Distanz in der Arbeit genau zu bestimmen, um wie viel schwerer ist es noch, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob es nicht zweckmäfsiger sein würde, einem jungen Pferde den Training und die Probe im Flachrennen ganz zu ersparen und es ausschliefslich für Hindernisrennzwecke zu verwenden.

Jedenfalls steht es fest, dafs viele in letzterem Sinne beurteilte und behandelte Pferde sich von ganz

hervorragender Nützlichkeit in diesem Berufe zu machen wufsten, was bei einer vorherigen Verwendung in Flachrennen kaum in dem Mafse der Fall gewesen wäre. Es ist ja sehr verlockend, mit einem gut gezogenen, gut aussehenden und gut gehenden Pferde zunächst während des zweiten und dritten Lebensjahres einige Flachrennen zu gewinnen zu suchen. Wenn dies mit Verständnis von seiten des Managers, Schonung von seiten des Reiters geschieht, ist ja auch kaum zu behaupten, dafs dies für die spätere Verwendung zwischen den Flaggen von Nachteil sein müfste, wenn auch kaum von Vorteil. Zweifellos aber ist es schädlich, wenn durch die Anstrengung des Trainings und zu häufigen Laufens in Flachrennen ein junges Pferd in seiner Konstitution, seinem Herzen oder gar seinen Beinen Schaden gelitten hat. Selbst wenn dasselbe einer verhältnismäfsig guten Klasse angehört, wird es selten auch nur annähernd die Leistungsfähigkeit und Dauerhaftigkeit über Hindernisse erreichen, die ein sonst als Rennpferd viel tiefer stehendes Tier durch Schonung, sorgsame Schulung und Unverdorbenheit erreicht. Es ist dies zweifelsohne der Grund, weshalb manches gute Flachpferd, wenn es eingesprungen wird, über Hindernisse wenig, manches schlechte dagegen, vorausgesetzt, dafs es noch im Vollbesitz seiner physischen Fähigkeiten ist, sehr viel leistet. Hat man daher die Wahl, zu welchem Berufe man ein junges Pferd bestimmen will, so überlege man wohl, ob man nicht die Flachrennkarriere unversucht lassen und möglichst frühzeitig die Schulung und Ausbildung als Hürden- bezw. Jagdpferd beginnen will.

Gewisse Umstände deuten mit zwingender Notwendigkeit darauf hin, dafs dies das Richtige ist. Abgesehen von der äufseren Form des Pferdes, die dem erfahrenen Beurteiler schon einen Fingerzeig für die künftige Verwendung bieten sollte, ist es auch noch die Abstammung, Aktion, Haltung und bestimmte Eigenschaften, die darauf hinweisen.

Pferde, die einen schlecht angesetzten Hals, eine schwere Schulter, steile Fesseln, schlechten Rücken, und i. A. nicht die guten Reitpferden eigentümlichen Formen und Eigenschaften besitzen, können sehr nützlich auf flacher Bahn sein, selten aber werden sie als Hürden- oder gar Jagdpferde unter Herrengewichten Hervorragendes leisten.

Dagegen können solche, die mehr das Äufsere eines guten Reitpferdes haben und aufser stande sind, ein Flachrennen zu gewinnen, sehr gute Steeple-Chasepferde abgeben, vorausgesetzt, dafs sie etwas Schnelligkeit besitzen und durch Anlage und rechtzeitige Schulung das Springen so erlernen, dafs ihnen dasselbe im Rennen eher eine Erholung als eine Anstrengung bedeutet. Diese Art Pferde empfiehlt es sich sogar nicht einmal in Hürdenrennen auszunützen, weil die Art des Springens für Jagdpferde durchaus eine andere sein mufs als für solche, die nur Hürdenrennen zu bestreiten bestimmt sind.

Unterschied der Beanlagung für Hürden- und Jagdrennen.

Während das Jagdpferd bei der Verschiedenartigkeit schon in Bezug auf Gröfse der Hindernisse auf

verschiedenen Bahnen durchaus gelernt haben mufs, dieselben zu taxieren, d. h. den Galoppsprung vorher so einzuteilen, dafs sie das Hindernis, ohne zu dicht heranzulaufen oder zu früh abzuspringen, überwinden können, mufs ein Pferd, welches in Hürdenrennen reussieren soll, dieses Einteilen des Galoppsprunges, welches ohne eine Verkürzung desselben meist nicht abgeht, unterlassen, vielmehr mufs es, sei es auch viel zu früh, abspringen, wenn kein Raum mehr ist, einen solchen Galoppsprung vor dem Hindernis zu machen. Freilich wird es dadurch oft sehr weit springen müssen, wird dafür aber auch, vorausgesetzt, dafs es von seinem Reiter nicht behindert wird, bei den Hürden gegen die Mehrzahl seiner Konkurrenten Terrain gewinnen, und darauf kommt es doch bei Hürdenrennen sehr an.

Das Jagdpferd hingegen würde durch diese Art zu springen viel Aussicht haben, zu Fall zu kommen, so dafs es für jede Bahn mit gröfseren Hindernissen ungeeignet wäre.

Es geht daraus hervor, dafs man, soviel auch Schulung hierzu beitragen kann, doch aus der natürlichen Art und Weise eines Pferdes, sich beim Springen zu benehmen, einen Schlufs ziehen können mufs, ob es sich empfiehlt, dasselbe mehr oder ausschliefslich für Hürden- oder Jagdrennen zu bestimmen.

Freilich gibt es auch manche, welche sich in beiden, ja auch gar in Flachrennen vielleicht, gleich nützlich zu machen verstehen; das sind doch aber immerhin nur Ausnahmen.

Das Gebräuchlichste ist jedenfalls, dafs die jungen

Pferde zunächst über Hürden und dann über Steeple-Chasebahnen gehen. Es läſst sich ja auch gegen diese Praxis nichts einwenden, vorausgesetzt, daſs nicht, wie ich oben klar zu machen versucht habe, ein Pferd zu einem Metier ganz besonders prädestiniert erscheint.

Zuweilen wird man auch zur Korrektur unter einem geeigneten Reiter eine Abwechslung eintreten lassen, beispielsweise, wenn ein Jagdpferd sich etwas zu vorsichtiges Springen angewöhnt hat und umgekehrt ein Hürdenpferd ein zu leichtsinniges, indem man letzteres in Jagdrennen, ersteres in Hürdenrennen startet. Auſserdem kann man auch wohl ein Jagdpferd, dessen Springen über jeden Zweifel erhaben ist, als letzten Galopp vor einem gröſseren Rennen in einem Hürdenrennen starten, natürlich unter einem Reiter, der demselben nicht mehr abverlangt, als in einem guten Galopp der Fall sein würde. Es kann da nicht so leicht etwas passieren wie in einer Steeple-Chase und genügt doch, um sich über die Verfassung des Pferdes ein Urteil zu bilden. Doch dies sind alles eben Ausnahmen und können die Motive der Regel nicht erschüttern, die darin besteht, jedem Pferde die Verwendung zu geben, in der es sich am nützlichsten erweist.

Management des einzelnen Pferdes.

Wie aus dem Vorstehenden schon hervorgeht, ist es nicht angängig, ganz bestimmte Regeln über das Managen eines Stalles sowohl als einzelner Pferde aufzustellen; nur im allgemeinen lassen sich leitende Gesichtspunkte angeben.

Wie allerwärts, so spielt auch hier das Glück eine Hauptrolle, und das Fehlen desselben wird sich selbst durch die allersachverständigsten Dispositionen kaum ausgleichen lassen. So kommt es häufig genug vor, dafs Dispositionen eines Stalles oder solche über ein Pferd, welche dem erfahrenen Rennmann geradezu unverständlich erscheinen, von Erfolg begleitet sind und umgekehrt.

Dennoch gibt es gewisse Mafsnahmen, deren Beobachtung für Erzielung günstiger Resultate, d. h. Gewinnen von Rennen und Konservierung des Materials, von Wichtigkeit scheint. Vor allem besteht dies darin, dafs man mit den Anforderungen, die man an ein junges oder vor neue Aufgaben gestelltes Pferd stellt, allmählich vorgeht und erst gröfsere Leistungen verlangt, wenn geringere zur Zufriedenheit gelöst worden sind. Ich würde es also für falsch halten, wenn man ein Pferd als ersten Versuch in einem grofsen Rennen, und für ganz unverzeihlich, wenn man es in einem solchen abschiefsen wollte, in welchem es nicht einmal günstig im Gewicht steht. Das letztere scheint mir das Allerunklugste zu sein, und da wir leider immer noch zahlreiche Handicaps haben und die Möglichkeit, ein solches zu gewinnen, doch wesentlich von dem Gewicht abhängt, welches das Pferd zudiktiert erhält, so mufs des Managers Sorge dahin gehen, dafs nicht ein junges oder neues Pferd hier durch eine Leistung mit relativ hohem Gewicht von vornherein der Chance, vom Handicaper milde beurteilt zu werden, verlustig geht.

Der Anfang werde also in möglichst mäfsiger

Gesellschaft und mit möglichst günstigem Gewicht gemacht und wenn man sich Zeit nimmt, zu warten und die Mühe, sich die geeigneten Rennen herauszusuchen, so werden sich selbst für solche Pferde, die schon Rennen gewonnen und eine bekannte Form haben, welche finden lassen, in denen sie sehr günstig im Gewicht sind, so dafs selbst ein Gewinnen oder sehr gutes Abschneiden in solchen Rennen dem Handicaper keine Handhabe bietet, um sie besonders scharf anzufassen.

Welche Anstrengungen man dem einzelnen Pferde zumuten, wie oft man es laufen, ob es grofse Reisen machen darf, das hängt alles von der Individualität desselben ab, denn manche Pferde können wohl, ohne Schaden zu nehmen, Anstrengungen vertragen, an denen andere geradezu zu Grunde gehen würden. Die Fähigkeit zu individualisieren mufs also dem Manager ganz ebenso wie dem Trainer zu eigen sein, und es würde fast ebenso falsch sein, ein Pferd mit guter Konstitution ein Rennen, in dem es eine Chance hat, nicht bestreiten zu lassen, blofs weil es vielleicht tags vorher gelaufen oder tags darauf wieder zu laufen hat, als es ist, ein delikates Pferd öfters zu starten, als für seine Verfassung gut ist.

In und aufser Form befindliche Pferde.

Es ist nicht möglich, ein Pferd stets in derselben Kondition zu erhalten; aus diesen und jenen Gründen wird es bald besser, bald schlechter sein, und es kommt sehr viel darauf an, zu erkennen, ob sich dasselbe „in Form“ befindet. Wenn das der Fall ist, so nütze man

es also aus, wenn ich damit auch nicht gerade einem Abklappern der Pferde, besonders der zweijährigen, das Wort reden will; merkwürdig ist es, wie in bester Form befindliche (besonders zweijährige) Pferde sogar durch relativ hohes Gewicht an Erfolgen nicht gehindert werden, wogegen umgekehrt aufser Form befindlichen auch das günstigste Gewicht dazu nicht verhelfen kann.

Man spart sich dann also besser all die grofsen Ausgaben für Reisen, Einsätze, Jockeys und wartet es mit Geduld ab, bis die Tiere wieder ganz auf dem Posten sind, was allerdings ziemlich lange dauern kann; je später aber man sich entschliefst, dieselben aus der Arbeit zu nehmen, um so länger.

Der erfahrene Trainer wird über alle solche Dinge den Manager informieren, damit dieser seine Dispositionen entsprechend treffen kann.

Gar manche aber suchen alle möglichen Gründe zur Erklärung des schlechten Laufens geltend zu machen, greifen zu Scheuklappen, zu Spirituosen, die sie vor dem Rennen einflöfsen, versuchen eine veränderte Taktik im Rennen einschlagen zu lassen — alles vergeblich.

Da ist es Sache des Managers, dafür zu sorgen, dafs die Anordnung solcher Hilfsmittel unterbleibt und das Pferd aus dem Training genommen, eventuell verkauft wird.

Da es häufig vorkommt, dafs ein Pferd seine gute Form überhaupt nicht wiederfindet, so ist es für einen grofsen Flachrennstall meist ökonomischer, solche Tiere, wenn sie nicht einer ganz besonderen Klasse an-

gehören, auszurangieren, als nach langer Zeit es von neuem damit zu versuchen. Wenn dieselben sonst gesund sind, lassen sie sich in Anbetracht ihrer einstigen Form gewöhnlich recht gut verkaufen. Freilich mufs man es dem Käufer nicht mifsgönnen, wenn er das Glück hat, dafs das vielleicht sehr wohlfeil erstandene Tier sich verbessert und sich als eine wertvolle Acquisition erweist.

Schonung guter Pferde.

Zweifellos ist es ratsam, besonders ein zweijähriges, aber auch ein älteres Pferd von guter Klasse nicht zu häufig vor schwere Aufgaben zu stellen.

Wenn dasselbe wegen der Güte der Konkurrenten oder wegen des hohen Gewichtes oft aufs äufserste angestrengt werden mufs, um den Siegespfosten zuerst zu passieren, oder gar geschlagen wird, so leidet schliefslich zu leicht das Herz oder die Gesundheit oder beides darunter, und das Pferd wird schlechter.

Niemals galoppiere, probiere oder laufe man aber überhaupt ein gutes Pferd, wenn sich dasselbe nicht vollständig frisch und auf dem Posten befindet. Die Versuchung dazu ist ja allerdings zuweilen sehr grofs; ein schwaches Feld, minderwertige Gegner, sichere Aussicht auf einen Platz und dergleichen machen es häufig schwer, derselben zu widerstehen; aber nur zu oft rächt sich der Versuch auf das empfindlichste.

Ganz besonders gilt dies für solche Fälle, in denen auch der geringste Zweifel über die Verfassung der Pedale vorhanden ist; eine kleine äufserliche Verletzung, eine unbedeutende Anschwellung, etwas er-

höhte Wärme eines der Gliedmafsen, an sich vielleicht ganz unbedenklich, genügen zuweilen, wenn ein scharfes Rennen — ganz abgesehen von ungünstiger Beschaffenheit der Bahn — dazu kommt, ein Pferd auf längere Zeit kampfunfähig oder gar ganz unbrauchbar zu machen.

Eine in solchen Augenblicken geübte Enthaltsamkeit trägt die besten Früchte, wie schwer auch manchmal — besonders wenn man eine gröfsere Reise unternommen hat — die Resignation sein mag.

Ein Wettstall ist da in einer besonders schwierigen Lage, denn wenn ein Pferd zu hohen Beträgen für ein grofses Rennen vorher gewettet ist, so kann der Verlust der Wette den Wert des Pferdes übersteigen und dann wird es eben gewagt, hin und wieder wohl auch mit Erfolg; aber da ein nicht ganz auf dem Posten befindliches Tier sich auch kaum auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit befinden kann, so riskiert man durch die Überanstrengung, aufser der Schädigung des Pferdes, auch die Wette zu verlieren.

In solchen Fällen eine Entscheidung zu treffen, ist eine sehr heikle Aufgabe für den Manager und stellt nicht nur seine technischen Kenntnisse, sondern auch seine Charaktereigenschaften auf die Probe.

Distanzenbestimmen.

Von grofser Wichtigkeit ist es, dafs man nicht nur die Leistungsfähigkeit und jeweilige Form der Pferde des eigenen Stalles, sondern auch die der Gegner zu beurteilen vermag, wenn man erfolgreich operieren will.

Dafs man über diese letzteren selten genau orientiert sein kann, liegt auf der Hand; man kann sich eben nur danach richten, was man hört und sieht, und richtig zu sehen, ist schon nicht ganz leicht. Es gehört kein geringes Verständnis und Übung dazu, ein Rennen und die Leistungsfähigkeit einzelner Pferde darin richtig zu beurteilen.

Aber auch die Schätzung eigener Pferde ist nicht so einfach, besonders was die Festsetzung der Distanzen betrifft, die denselben am besten zusagen. Jedes Pferd hat zweifelsohne eine solche, innerhalb deren es besser ist, als über andere Entfernungen, worüber sich klar zu sein durchaus notwendig ist. Es wäre ein grofser Fehler, wenn man eine darüber erlangte Gewifsheit nicht als einen Hauptfaktor für die Dispositionen zur Ausnutzung der verschiedenen Pferde betrachten wollte.

Von vornherein wird man sich natürlich — ganz abgesehen von der Abstammung, die nur einen gewissen Anhalt für Vermutungen bietet — auf kurze Distanzen beschränken, mit Pferden mit Atemfehlern und solchen, die inden Probegalopps offenbar Mangel an Stehvermögen (Ausdauer) dokumentieren, für längere Rennen dagegen solche bestimmen, die nicht recht auf die Beine kommen können, also keine Anfangsgeschwindigkeit besitzen, aber dem Blut und Gebäude nach leistungsfähig scheinen. Sehr zu Unrecht werden diese Art Pferde manchmal schon zweijährig als zu schlecht ausrangiert, weil man ihr Stehvermögen noch nicht erkennen konnte.

Zwischen den kurzen und langen Rennen, die dem Flieger oder dem Steher gehören, gibt es aber auch verschiedene Abstufungen, und das Richtige für jedes

Pferd herauszufinden, ist ebenso wünschenswert als schwierig. Es kann dies eigentlich nur durch die im Rennen selbst gesammelten Erfahrungen und Eindrücke geschehen, wobei ein routinierter Jockey von grofsem Nutzen sein kann.

Natürlich wird ein Pferd auch manches Rennen über oder unter seiner Distanz gewinnen können, sei es durch seine absolute Güte, sei es durch Umstände des Rennens selbst, die Pace, den Zustand und die Art der Bahn, die Taktik des Reiters und dergleichen.

Immerhin aber ist es nützlich, zu wissen, welche Entfernung der Entfaltung der höchsten Leistungsfähigkeit entspricht. — Zweckmäfsig scheint es, mit den Pferden, die nicht für gewisse klassische Rennen bestimmt werden, sich auf die kürzeste Distanz zu beschränken, auf die diese Entfaltung gewährleistet scheint, denn in kurzen Rennen kann das Pferd ohne besonders anstrengende Vorbereitung und mit weniger Gefahr für Gesundheit und Beine — also auch öfter — laufen als in längeren.

Wenn ein Pferd (und das erfährt man, wie gesagt, am besten durch die Probe des Rennens selbst) in — der Qualität nach — ähnlicher Gesellschaft auf eine kürzere Distanz mehrmals besser gelaufen als auf längere, so ist es klar, dafs es mehr Schnelligkeit als Stehvermögen besitzt (vorausgesetzt, dafs die betreffenden Rennen in guter Pace gelaufen worden sind) — und umgekehrt, und dieser Evidenz füge man sich, selbst wenn man vor den öffentlichen Proben anderer Ansicht sein zu müssen glaubte.

Hat man nun darüber einmal Klarheit erlangt, so

mache man sich zur Regel, dieses Pferd also lieber unter als über seine Distanz zu engagieren, von der man nur ausnahmsweise abweichen sollte, wenn durch die zu erwartende Inferiorität der Gesellschaft oder grofse Gewichtsbegünstigung oder durch die Beschaffenheit der Bahn ein solcher Versuch gerechtfertigt ist.

Kleine Bahnen, die keine langen Linien und keine Steigung zum Ziele besitzen, oder gar etwas wellenförmige Bodenbeschaffenheit und hartes Geläuf begünstigen den Nichtsteher und gleichen die Differenz in der Distanz etwas aus gegenüber solchen Bahnen, die lange Linien aufweisen, absolut eben sind, einen Anberg zum Schlufs oder tiefen Boden besitzen.

Häufig gibt schon die Laufbahn der zweijährigen Pferde einen Fingerzeig für die Grenzen ihres Stehvermögens. Wenn dieselben c. p. mehrmals über 1000 Meter besser abgeschnitten sind als über 1200 Meter, so ist anzunehmen, dafs ihnen dreijährig Rennen über 1600 Meter und darunter mehr zusagen werden als solche von 2000 Metern und darüber, und umgekehrt. Es kann sich freilich mit jungen Pferden am ehesten eine Änderung vollziehen, das ist aber eben eine Ausnahme, nicht die Regel; deshalb mag es das Beste sein, bei dieser Art Pferde, wenn sie auch als Jährlinge in klassischen Rennen engagiert wurden und noch so versprechend aussehen, sich auf die Erfüllung dieser Engagements, soweit sie über gröfsere Distanzen proponiert sind, nicht zu steifen. Die Unsicherheit des Erfolges und die Sicherheit der daraus entspringenden Nachteile sind zu grofs.

Man läuft Gefahr, ein über kurze Distanzen

vielleicht unschlagbares Pferd dadurch, dafs man Ansprüche an dasselbe stellt, denen es nicht gewachsen ist, an Herz, Konstitution und Gesundheit zu schädigen; wenn es andauernd auf längere Distanzen gearbeitet und gelaufen wird, so wird dadurch das erhoffte Stehvermögen doch nicht erreicht, gar wohl aber kann die Fähigkeit, über kurze Distanzen zu excellieren, beeinträchtigt werden. Nur wenn man über die wirkliche Fähigkeit eines Pferdes — täuschen will, ist das Laufen über nichtzusagende Distanzen das geeignetste, weil erlaubte Mittel.

Handicaps und Wetten.

So lange Wetten — deren Unentbehrlichkeit nicht diskutierbar — und Handicaps — deren Abschaffung sehr wohl möglich erscheint — existieren, wird die Täuschung des Publikums resp. des Handicapers über die wahre Form eines Pferdes nicht aus der Welt geschafft werden können. Wenn alle Welt weifs, was ein Pferd leisten kann, so ist der Abschlufs einer wirklich vorteilhaften Wette im geeigneten Momente (d. h. wenn die Aussichten auf Gewinnen sehr günstige sind) für den Rennstallbesitzer so gut wie ausgeschlossen, und ebenso wird er in Handicaps niemals eine Chance den zahlreichen Konkurrenten gegenüber haben, die über die Güte ihrer Pferde mit allerhand erlaubten und unerlaubten Mitteln zu täuschen wufsten und deshalb ein oft viel leichteres Gewicht zudiktiert erhielten, als ihnen zukäme.

Dafs diese Zustände unerquicklich und nicht geeignet sind, das Ansehen des Rennsports zu heben,

wird niemand bestreiten; da sie aber in absehbarer Zeit nicht wesentlichen Abänderungen unterworfen sein dürften, so konnten sie hier nicht unerwähnt bleiben. — Eines Stalles, dessen Besitzer in der glücklichen Lage ist, nicht ängstlich auf den Ausgleich im Budget der Einnahmen und Ausgaben sehen zu müssen, sind alle derartige Manipulationen allerdings unwürdig. Die grofse Mehrzahl der Rennpferdebesitzer ist aber genötigt, zu versuchen, auf ihre Kosten zu kommen, und die müssen dann schon mit den Wölfen heulen, z. B. also die Leistungsfähigkeit eines Pferdes geheim halten, um die Chancen, eine gute Wette oder ein Handicap zu gewinnen, zu erhöhen.

Freilich ist das nur mit solchen Pferden angängig, deren Form noch nicht feststeht, die also noch gar nicht oder ohne einen Mafsstab zur Beurteilung zu liefern, gelaufen sind. — Hat man ein solches Pferd nun als leistungsfähig über eine kurze oder lange Distanz ausprobiert, so ist der sicherste Weg, eine gute Wette oder ein Handicap, bezw. beides, zu gewinnen, der, dasselbe einigemal die ihm nicht zusagende Distanz laufen zu lassen, wobei es natürlich nicht sein Bestes zeigen, also unterschätzt werden wird. Engagiert man es dann in einem Handicap auf die ihm passendste Entfernung, so ist die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges sehr grofs, die man noch beträchtlich steigern kann, wenn man dasselbe vor dem Rennen einer Probe unterzieht, in der man eine gröfsere Leistung von ihm verlangt, als ihm in den Rennen bevorsteht. Angenommen z. B., man hat noch ein Pferd mit bekannter feststehender Form in demselben

Rennen und probiert dasselbe mit dem günstig gewichteten, so, dafs letzteres etwa 5 kg mehr als der Handicaper ihm zudiktiert, trägt; geht dasselbe aus dieser Probe so hervor, dafs seine Überlegenheit auch unter diesen Gewichtsverhältnissen feststeht, so hat man eine wohlbegründete Hoffnung auf Erfolg in dem betreffenden Handicap. Nur mufs man auch dafür sorgen, dafs das Rennen analog dem Trial verläuft, also nicht etwa in einer anderen Pace gelaufen wird; sonst wird durch ein falsches Rennen die Berechnung des richtigen Trials über den Haufen geworfen.

Da man es nun nicht in der Hand hat, ein Rennen langsam zu machen, wohl aber — jedenfalls vermittelst eines eigenen oder zu mietenden Pacemachers — so schnell als möglich, so mufs natürlich auch ein Trial, um Anspruch auf Richtigkeit zu haben, in der denkbar besten Pace gelaufen werden. Wenn man dies im Auge behält, wird die viel behauptete Unzuverlässigkeit der Trials nicht in Erscheinung treten, und viel häufiger kommt es vor, dafs mangels Regulierung der Pace oder wegen anderer Zufälligkeiten im Rennen, ein unvorhergesehenes Resultat eintritt, durch welches dann auf die Fehlerhaftigkeit der Trials geschlossen wird, während umgekehrt der Trial richtig und das Rennen falsch war.

Gelingen wird ein sorgsam vorbereiteter Wettcoup in der Regel, wenn man nur die nötige Geduld hat, d. h. Rennen mit schwierig zu beurteilenden Chancen ausläfst, bis man — eventuell in einem kleineren Rennen — eine so klare Situation vorfindet, dafs das Risiko ein möglichst geringes ist.

Es heifst also abwarten, bis die Gelegenheit sich bietet, um auf unter den obwaltenden Gewichts- und anderen Verhältnissen minderwertige Gegner zu stofsen, und bietet sich diese nicht, wie man es vielleicht erwartet, sich eben in Geduld auf ein andermal vertrösten, und wenn es auch Monate und Jahre dauert.

Freilich wird man auf diese Art, vorausgesetzt, dafs ein starker Wettmarkt vorhanden ist, gelegentlich ein Vermögen gewinnen können, und in Ländern, in denen dies der Fall ist, wird auch tatsächlich selten ein besseres, oft auch ein unbedeutendes Rennen gewonnen, ohne dafs der Besitzer des Siegers resp. der „Stall“ grofse Summen einheimst.

Aber es gehört eine Geduld und Resignation dazu, die wenige Menschen besitzen, und was kann inzwischen nicht alles mit dem aufgesparten Pferde passieren und wieviel Rennen kann man ausgelassen haben, die man vielleicht hätte gewinnen können!

Man ersieht hieraus, wie verschieden das Management eines Stalles, der möglichst viel in Rennpreisen gewinnen will, von dem sich gestaltet, der Wettcoups ausführen will.

Zuweilen geht die Sache aber auch glatt und schnell, und ein in dieser Beziehung besonders gelungener Wettcoup sei hier als Beispiel angeführt.

Ein Musterwettcoup.

Der verstorbene Herr O. Oehlschläger hatte Anfang der achtziger Jahre bei einem damaligen Herbst-

aufenthalte in England gemeinschaftlich mit mir einige Pferde erstanden, deren Namen „Lady of the Lake“ „Maraschino“ und „Briallou“ waren. Dieselben wurden unter den bekannten Herrenreitern W. H. Moore, J. Beasley und meiner Wenigkeit über Hürden ausprobiert, wobei ein viertes Pferd zum Pacemachen unter einem Jockey mitging. Das Resultat war, dafs „Maraschino“ gewann, „Lady of the Lake“ zweite und „Briallou“ dritte wurde. Nun wurde die letzte Stute zunächst in Croydon unter Mr. Beasley abgeschossen und, zu günstigen Odds in kleinen Beträgen gewettet, gewann dieselbe in einem Felde von zehn oder zwölf Pferden ein Verkaufsrennen. Da sie wie gewöhnlich für Lstrl. 50 eingesetzt war und bis Lstrl. 270 in der Auktion getrieben wurde, so verzichteten wir auf den Rückkauf der Stute, die, wenn ich nicht irre, der jetzt auch verstorbene Herzog von Hamilton erwarb, ohne allerdings viel Nutzen davon zu ziehen; denn die Stute war für englische Behandlung zu schwierig. Selbstverständlich war aber nun die Kombination aufserordentlich günstig geworden, um ähnliche Rennen mit „Lady of the Lake“ bezw. „Maraschino“ zu gewinnen und da von dem Trial niemand aufser uns vier Beteiligten etwas wufste, lag die Wahrscheinlichkeit vor, verhältnismäfsig günstige Odds zu erhalten. Das war denn auch der Fall, und sowohl „Lady of the Lake“ als „Maraschino“ gewannen im grofsen Stile gegen zwölf bezw. sechzehn Pferde die drei Verkaufsrennen, in denen sie in Croydon resp. Sandowpark abgeschossen wurden; natürlich zu kürzeren Odds, wie „Briallou“,

aber beträchtlich höher gewettet, brachten sie einen so reichen Gewinn, dafs es leicht war, dieselben zurückzukaufen *). „Maraschino“ gewann u. a. später noch ein gutes Rennen in Nizza und „Lady of the Lakes“ Rennkarriere in Deutschland ist ja bekannt genug.

Derartige Wettoperationen sind, wie man sieht, in England nicht gar so schwierig auszuführen, wenn auch natürlich nicht immer alles so schnell und nach Wunsch sich abwickelt wie im angeführten Falle.

In Deutschland wird dies freilich aus verschiedenen Gründen nicht so leicht sein, wo erstens ein sehr schwacher Wettmarkt einen grofsen Gewinn fast unmöglich macht, und zweitens in den meisten Verkaufsrennen durch die Verschiedenheit in der Höhe der Summe, zu der man Pferde verkäuflich einsetzen kann, Gewichtsverschiebungen platzgreifen können, die jede Berechnung über den Haufen werfen. Es ist daher für einen hiesigen Stall, der seinen Schwerpunkt auf Wettoperationen legt, sehr geraten, sich an den Rennen im Auslande zu beteiligen, entweder mit hiesigem Material, wenn es gut genug ist, oder mit im Auslande anzukaufendem, welches sich eventuell auch zur Importation nach Deutschland eignet. Am zweckmäfsigsten scheint es mir, wenn man Beurteilung genug besitzt oder geeignete Persönlichkeiten dazu an der Hand hat, wie in dem oben erzähltem Falle, Pferde mit etwas Form auf flacher Bahn, die sich voraussichtlich für Hindernisrennen eignen, zu erstehen und

*) „Lady of the Lake“ für 270, „Maraschino“ für 250 bezw. 420 Lstrl.

eventuell den Wettcoup gleich bei ihrem Debüt über Hindernisse (am sichersten über Hürden) auszuführen.

Kenntnis fremder Rennreglements.

Nicht unerwähnt möchte ich hier aber lassen, dafs es unerläfslich ist, dafs der Manager eines Stalles bezw. Leiter einer solchen Expedition mit dem Rennreglement und den Gebräuchen des fremden Landes sich vollständig vertraut macht. Dieselben weichen in manchen scheinbaren Kleinigkeiten nicht unwesentlich von den unserigen ab, und nicht selten sind die Fälle, dafs eine sonst gelungene Operation dadurch vereitelt wurde, resp. in Gefahr stand, vereitelt zu werden.

Um einige derartige Fälle anzuführen, erinnere ich an den Sieg von „Etcetera" des Grafen Nicky Esterhazy über Herrn O. Oehlschlägers „Johny Longtail" im Jahre 1888. Durch ein Versehen war die nur in Österreich gelaufene Stute als österreichisches Pferd angegeben und im Einfuhrcertifikat bezeichnet worden, während dieselbe tatsächlich in Nordkirchen, der in Deutschland gelegenen Besitzung des österreichisch-ungarischen Magnaten, geboren war. Der zunächst wegen Nichtdeponierung einer Kopie des Certifikates an der Wage eingelegte, später in obigem Sinne erweiterte Protest, der auch in der englischen Fachpresse viel Staub aufgewirbelt hat, führte schliefslich zur Disqualifikation „Etceteras", wodurch nicht nur die über die Stute gemachten Wetten verloren gingen, sondern auch durch die Offenbarung ihrer Form die Aus-

sichten auf eine Wiederholnng ihres Sieges und Wiedereinbringung der Wetten sehr trübe wurden.

Ein zweiter Fall, der mir selbst im Jahre 1895 mit „Bavarian“ passierte, war der, dafs ich unterlassen hatte, mich zu vergewissern, ob der Wallach nicht auf der Forfeitliste (Liste rückständiger Reugelder) stand, eine bei uns unbekannte Institution, die aber die Nennung eines Pferdes für ein Rennen selbst dann ungültig macht, wenn man die rückständigen Reugelder (statt vor der Nennung) vor dem Rennen erstattet. Nur durch einen Zufall ergab sich, dafs „Bavarian“ nur versehentlich in der Liste belassen worden war. und so kam es nach dem Rennen zu Lingfield Park, welches er bei seinem Debüt in England gewann, nicht zum Protest, wie befürchtet worden war.

Bald darauf ereignete sich noch ein ähnliches sehr lehrreiches Vorkommnis. Ich nannte ein Pferd, „Little Miller“, welches ich einige Wochen vorher nach einem Verkaufsrennen in Gatwick, wo es unplaciert gelaufen, wohlfeil gekauft hatte, telegraphisch in ein ähnliches Rennen in Windsor und zwar am Tage vor dem Rennen gegen 5 Uhr nachmittags, während der Nennungsschlufs um 6 Uhr war. Um ½6 Uhr ungefähr bekam ich die Nachricht, dafs meine Nennung ungültig sei, da ich das Alter des Pferdes nicht angegeben, was ich, da es bei uns nicht üblich ist, unterlassen hatte. Durch sofortige Rückantwort erledigte sich die Angelegenheit bei der Geschwindigkeit englischen Telegraphierens noch glücklich, und der Hengst gewann am nächsten Tage das betreffende

Rennen, was ihm vielleicht sonst nie wieder geglückt wäre; jedenfalls ist es meinem Nachfolger im Besitz des Tieres, der es auf der Auktion nach dem Rennen erstand, trotz vieler Versuche nicht mehr gelungen, und er hat sich desselben zu einem ähnlichen wie meinem Einkaufspreis später wieder entledigt. Das Versehen hätte also, wie man sieht, ziemlich kostspielig werden können.

Ähnliche Beispiele liefsen sich noch viele, auch auf andere Länder bezügliche, anführen.

Laufen mehrerer Pferde in einem Rennen.

Im allgemeinen kann man nicht behaupten, dafs die Chance, ein Rennen zu gewinnen, dadurch erhöht wird, dafs man mehrere Pferde in demselben laufen läfst. Wenn keine besonderen Gründe vorliegen, dies zu tun, so ist es vorteilhafter, nur das beste Pferd abzuschiefsen und die übrigen für andere Gelegenheiten aufzusparen.

Es gibt indes verschiedene Umstände, die es nützlich oder gar notwendig erscheinen lassen, mehrere Pferde in ein Rennen zu schicken.

Abgesehen davon, dafs manchmal die zweiten und dritten Preise so hoch sind, dafs es sich wohl lohnt, um dieselben zu konkurrieren, so ist es vornehmlich zum Pacemachen, dafs man genötigt ist, zuweilen ein zweites Pferd in einem Rennen zu haben. Das ist also stets der Fall, wenn man für das Pferd, mit dem man das Rennen gewinnen will, ein schnelles Rennen braucht. Nicht jedes Pferd kann sich die Pace selbst machen; jedenfalls ist es eine grofse Erleichterung,

wenn dasselbe ein Führpferd mit auf den Weg bekommt. Freilich kann es, besonders wenn letzteres auch ein gutes Pferd oder besonders günstig im Gewicht ist, vorkommen, dafs das Ende des Rennens zwischen den beiden Pferden eines Stalles liegt und, um nicht nach dem Reglement gezwungen zu sein, beide gegeneinader ausreiten zu lassen, ist es notwendig, vor dem Rennen eine Erklärung abzugeben, mit welchem Pferde man gewinnen will. Es wird sich dies stets empfehlen, wenn man mehr als ein Pferd in einem Rennen hat, und zwar aus verschiedenen Gründen. — Abgesehen von dem ebenerwähnten Fall kann man auch aus technischen Rücksichten, z. B. Erhaltung der Maidenschaft, Vermeidung von Aufgewicht und dergleichen, es für wünschenswerter halten, mit einem gewissen Pferde zu gewinnen, selbst wenn dies das schlechtere von beiden sein sollte.

Es geht daraus hervor, dafs es eine durchaus laienhafte Auffassung ist, wenn jemand glaubt, dafs der Erklärte eines Stalles nun auch derjenige sein müsse, der in einem Rennen die gröfsten Chancen habe. Gerade das Umgekehrte kann der Fall sein und die Erklärung bezweckt weiter nichts als, wie schon gesagt, ein eventuelles Ausreiten beider oder mehrerer Pferde gegeneinander zu verhindern, und wenn es möglich ist, mit demjenigen zu gewinnen, mit dem es dem Leiter eines Stalles am vorteilhaftesten dünkt.

Noch andere Umstände gibt es, unter denen es zweckmäfsig erscheint, mehrere Pferde in einem Rennen laufen zu lassen, von denen ich nur noch den anführen will, dafs mancher sich scheut, in der Arbeit seine

Pferde ernsten Proben zu unterziehen und ihm deshalb eine öffentliche Prüfung dazu dient, sich ein Urteil über ein junges oder neues Pferd zu bilden, was ganz besonders von denen gilt, die über Hindernisse Verwendung finden. Natürlich will man aber das Rennen gern gewinnen, läfst also noch ein Pferd mitlaufen, auf welches man sich verlassen zu können glaubt.

Auch wer Anfänger auf sein Pferd setzt, wird in derselben Lage sein und, wenn er sich nicht ein Rennen durch die Unerfahrenheit des Reiters entgehen lassen will, gern ein zweites Eisen im Feuer haben.

Aus dem Vorstehenden ersieht man. wie leicht es vorkommen kann und auch häufig vorgekommen ist, dafs ein Rennen von dem Nichterklärten eines Stalles gewonnen wird, und wie man dies unmöglich vorher genau bestimmen kann, dafs es also zum mindesten töricht ist, dem Leiter eines Stalles aus Dingen einen Vorwurf machen zu wollen, die dem Rennreglement nach vollständig erlaubt und fair sind und deren Direktion sich überdies seiner Macht und Voraussicht vollkommen entzieht.

Schlufs.

Wenn auch aus den vorliegenden Blättern entnommen und schwerlich in Abrede gestellt werden kann, dafs sowohl für den Rennreiter als den Manager resp. Besitzer von Rennpferden die Gefahren, Schwierigkeiten, Enttäuschungen und Unkosten recht bedeutend sind, so zeigt doch die stetig zunehmende Ausbreitung des

Rennsports, dafs es Männer genug gibt, denen die Freude an Erfolgen und das Interesse an der Beschäftigung mit dem edelsten Tier der Schöpfung eine ausreichende Kompensation dafür bietet.

Gerade weil dieselbe aber mehr auf idealem Gebiete liegt, ist die immer noch viel mifsverstandene Bezeichnung „Sportsmann“ ein Ehrentitel, und der Rennsport eine der wagemutigen Natur so sympathische Tätigkeit, dafs kaum jemand noch freiwillig auf dieselbe verzichtet hat, der den Reiz derselben einmal erfafst und volles Verständnis dafür gewonnen hat.

Als Devise aber lasse man gelten:

„Per aspera ad astra.“

Piererscbe Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.







